



ARUNDA 7

Früher ist manchmal ein Wort
aus dem Mund mir gefallen
auf Papier das raschelte
heute liegt Nebel darauf und ich
habe verlernt
Spucke im Mund zu sammeln
ich schlucke zuviel
und habe die Zornanfälle im Traum
manchmal auch bei Tage
wenn mir übel wird weil ich
alles verstehe
alles ist möglich
ich verliere die Zeit im Gras
und im Nebel beim Schauen
als wär ich nur Auge.

Joseph Zoderer

*Kennst du das Land, wo Kampflieder tönen kühn,
mitten im Frieden militärische Ideale blühn,
ein eiserner Vorhang fremde Einflüsse bann
vorn korrupten und bösen Nachbarland,
wo Andersdenkende als Verräter gelten,
in Europas Mitte sich trennen zwei Welten?
Kennst du das Land, dessen Sport in Erstaunen setzt,
die allmächtige Presse gegen Intellektuelle hetzt?
Du kennst das Land, das kleine, sehr wohl,
es ist die DDR... oder gar Südtirol?*

Als Neujahrsbotschaft brachte das Tagesblatt «Dolomiten» am 11. Jänner 1979 in der literarischen Beilage eine Buchbesprechung unter dem Titel «Die Maßlosigkeit der Intellektuellen», worin sich Hermann Eichbichler «über das vielseitig zersetzende Wirken der Intellektuellen» beklagt. Das Halali gegen den «Typus des neurotischen Intellektuellen», in dem der Teufel seine ewige Auferstehung erfährt, bildet möglicherweise den Auftakt zu einem Jahresprogramm, auf das man sich freuen darf. Es handelt sich hier offenbar um eine etwas späte Reaktion auf jene 83 Südtiroler Dissidenten, die vor einem Jahr es gewagt hatten, in einem Manifest für mehr Toleranz und Pluralismus zu plädieren und vor diskriminierender Verhetzung zu warnen. «Diese ganz eigene, fast möchte man sagen krankhaft veranlagte Art von Menschen», die sich durch «Fehlen von praktischen Erfahrungen» auszeichnet, «projiziert nicht selten seine persönlichen Schwierigkeiten in die Gesellschaft hinein.» Sie werden ferner verführt durch «eine destruktive Ordnungsfeindlichkeit» und den «fast fanatischen-zerstörerischen Veränderungswillen». Deshalb empfiehlt Eichbichler «eine wachere kritische Einstellung gegenüber den destruktiven, oft nihilistisch inspirierten Intellektuellen». Der Anfang dazu ist wahrscheinlich schon gemacht: Über dem Schreibtisch von Dr. Josef Rampold, dem derzeitigen Verantwortlichen der «Dolomiten», hing – oder hängt immer noch – die Liste der 83 «selbsternannten Intellektuellen», wie eine Nordtiroler Tageszeitung schreibt. Die selbsternannten «Dolomiten»-Staatsanwälte haben seinerzeit die ganze Sache schamvoll verschwiegen, offenbar um sich und den Lesern des Tagesblattes der Südtiroler eine peinliche Verlegenheit zu ersparen. Südtirol hat eine heile, deutsche Urlaubswelt zu sein mit ewig blauem Himmel.

Hier wird eine Gruppe angeprangert, die es als solche gar nicht gibt. Und wenn schon: Ist Dr. Hermann Eichbichler kein Intellektueller? Da er sich offenbar nicht zu den «destruktiven» Intellektuellen zählt, bleibt ihm nur noch die Rolle «als Lobpreiser und Interpret seines Herrn oder des vorherrschenden Systems und des dazugehörigen Weltbildes». Aber weiter mit der

VORSCHAU

NEUE ARCHITEKTUR IN SÜDTIROL mit Beiträgen führender Architekten, ist das Thema der nächsten Nummer.

In der geschichtlichen Darstellung wird auch die Architektur des Jugendstils, der Zwanzigerjahre und der Nachkriegszeit berücksichtigt und durch einen Architekturführer vervollständigt. Bearbeitet wird diese Nummer von

PAUL PREIMS, Architekturbüro
Meran, Laugengasse 6 – Tel. (0473) 3 45 94.

Anfragen und Beiträge für diese Nummer, die wahrscheinlich im Juni 1979 erscheinen wird, bitte an Paul Preims.

Die übernächste ARUNDA, also Nummer 9, wird dem Thema DAS KREUZ MIT DER IDENTITÄT – MINDERHEITEN IN SÜDTIROL gewidmet. Redaktionsschluß: Oktober 1979.

Weitere Pläne:

- EINE KINDERNUMMER
- GOLDENE JAHRE IN MERAN
- KRITISCHE BEITRÄGE
- BROT
- KUNSTTENDENZEN IN SÜDTIROL
- NEUE LITERATUR

Wir danken an dieser Stelle unseren Abnehmern und treuen Abonnenten.

Die neuen Förderer werden wir in einer späteren Nummer namentlich anführen.

Buchbesprechung. «Was der Verkopfte sich verbietet, was er sich schamvoll nicht gestattet, ist, seiner gesamten Gefühlswelt freien Lauf zu lassen, ja überhaupt sie zu haben.» Diese Schwierigkeiten hat Eichbichler beileibe nicht! Seine gemütvollen Ausführungen würden Josef Göbbels' Zustimmung gefunden haben, ebenso der angebotene Retter: «Der Gegentypus zu ihm wäre in einem bestimmten Sinn der sachlich-nüchterne, mit der Erde und der Natur verbundene Bauer und Landwirt.» Ein neuer Aufgabenbereich für unsere Landwirtschaft! Eine heimatbewußte Firma wird demnächst ein Intellektuell entwickeln, das dann unsere Bauern – gleichzeitig mit der anderen Schädlingsbekämpfung – im ganzen Land versprühen könnten.

Dann wären die «Trittbrettfahrer und nützlichen Idioten des Kommunismus», wie sich ein Südtiroler Politiker über die 83 Bösewichter geäußert hat, ihrer Endlösung zugeführt. (Ein «Trittbrettfahrer» ist unser politisierender Freund zwar auch, sonst aber wohl eher ein «schädlicher Idiot»). Tröstlich ist, daß uns zahlreiche charaktervolle Männer vor allen bösen Versuchungen bewahren wollen. Da sich Südtirol in einem Dauerkampf befindet, gilt gewissermaßen Kriegerrecht und man muß die Truppe vor Informationen, die den Widerstand schwächen, bewahren; am besten hilft ein Feindbericht, der die baldige Auflösung des Gegners erwarten läßt. Informiert wird über Italien fast nur in negativer Weise oder überhaupt nicht. Auch im kulturellen Bereich wird auf die besondere Situation Rücksicht genommen. In unermüdlicher Arbeit serviert die bereits zitierte literarische Beilage der «Dolomiten» eine Goethe-epigonale Diätkost, garniert mit existenzphilosophischen und erbaulichen Zutaten. Und nicht zu vergessen die Antike: sie ist ja so nobel! Daß diese einseitige Information ein verzerrtes Bild der tatsächlichen Literatursituation gibt, hat zumindest den Vorteil, keinerlei Verdauungsbeschwerden hervorzurufen.

Ganz anders verhält es sich mit dem so wichtigen Landschaftsschutz! Hier kämpfen unerschrockene Dolomitenritter unter verschiedenen Wappen-Pseudonymen für die bedrohte Jungfrau Natur gegen gewinnsüchtige Gastwirte und andere Umweltzerstörer. Es fliegen die Fetzen und es spritzt schwarzes Zeitungsblut, daß dem Leser kalte Schauer über den Rücken laufen.

Wenn es eines Beweises bedarf, in einem Land mit freier Presse zu leben, so finden wir ihn in der X-Glosse, dem wöchentlichen Bericht zur Lage der Nation. Aber das Papier ist geduldig und die bekämpften Skipisten, Hotels, Straßen werden unverdrossen weitergebaut. Der Tintenkampf gegen die Planierarbeiten ist jedesmal verloren und das regelmäßige Beschwörungsgeschrei ist bereits ebenso obligatorisch wie die Baugenehmigung. Diesem Strafgericht ohne Folgen scheint man sich bereits mit einer gewissen Lust hinzugeben, macht es doch viele auf das jeweilige neue Skigebiet oder Hotel aufmerksam und bringt neue Finanzierungsquellen.

Nach diesem «Dolomiten»-Strafgericht erscheint nach einigen Jahren auf mehreren Seiten eine Monster-Reklame eben dieser Betriebe. *Pecunia non olet* – Geld stinkt nicht. Geld ist ganz allgemein ein Zeichen für – auch göttliche – Ausgewähltheit, was nicht nur die Schweizer Calvinisten begriffen haben.

Die kulturellen Scheuklappen gelten zwar allgemein als Zeichen einer gewissen Rückständigkeit, bei uns in Südtirol aber werden sie zur heroischen Auszeichnung. Das beharrliche Ignorieren unserer südlichen Nachbarn – ein Italiener darf nur leben, wenn er schon einige Jahrhunderte tot ist – gehört zur Südtiroler Identitätskarte. Diese Haltung zu motivieren, ist der Ehrgeiz unserer Kulturpolitik schon seit Jahrzehnten. Einem beleidigten Volk kann man dies auch weiters nicht verargen, zumal sich Südtirol Gott sei Dank immer noch an Österreich orientieren kann. Diese faszinierende Kultur Mitteleuropas, dieses Österreich, das gerade durch die zahlreichen Volkselemente zu einem Schmelztigel europäischen Geistes geworden ist... aber was rede ich da... Oh weh! Diese Kaffeehausintellektuellen, diese vielen Juden, diese Dämonie in jeder Sofaecke! Da wendet sich der Tiroler mit Grausen zurück in die heimatlichen Felschründe.

Die Einheit Tirols, so möchte man meinen, wäre der Hoffnungsanker. Aber das ist so eine Sache: Wenn man jahrzehntelang immer nur das Streiten und Beleidigtsein geübt hat, dann kommt man, einmal im Schwung, nicht mehr so leicht aus der volkstumskämpferischen Dauererregung heraus. Wie ein nervöser Haushund, der bei der geringsten Fremdbührung aufzuheulen beginnt, verteidigt man den geschlossenen Hof Südtirol. Die Tirol-Tiroler «Gemeinsamkeiten beschränken sich inzünftig auf die altbekannte Traditionspflege, der nichts zu dumm ist und die in letzter Zeit stark aufrüstet. Die offiziellen Kontakte gehen über eine gegenseitige Rückgratversteifung nicht hinaus...» schreibt der Osttiroler Hans Trojer in dieser Nummer der ARUNDA.

Da wollte man vor etwa zehn Jahren eine gemeinsame Kulturzeitschrift herausbringen. Es wurde nichts daraus. Als dann die österreichischen Tiroler die Zeitschrift «Das Fenster» – übrigens mit vielen Südtirol-Beiträgen – in Eigenregie herausbrachten, konnten sich die «Dolomiten» nur zu einem kleinkarierten, ablehnenden Urteil aufraffen. Die sich anbietende Möglichkeit eines gesamttiroler Landestheaters scheint man erst gar nicht zu erwägen. Man zieht es hierzulande vor, auf die bauerliche Tradition zu pochen, die dann zu jeglicher Njet-Politik erhalten muß.

Soll es ein Trost sein, daß wenigstens die Großen der Wirtschaft und Politik zahlreiche Beziehungen zu den Italienern pflegen? Ihre Italienisch-Sprachkenntnisse sind meist ausgezeichnet und führen nicht zur Sprachverwilderung, die für die Unterschichten befürchtet wird. Auch fehlt es den Notablen nicht an kritischer Distanz

zum herrschenden System. Das Volk ist so rührend anhänglich – sollte man das ändern?

Eine der wenigen Persönlichkeiten mit Zivilcourage, Bischof Dr. Joseph Gargitter, hat sich in schwierigen Zeiten wegen seiner maßvollen Haltung gegenüber den Italienern prompt den Übernamen «Walscher Seppl» eingeheimst. Und wer sonst nicht mit den Wölfen heulen will, wird zum Verräter oder neuestens auch zum Kommunisten. Damit beeindruckt man nicht nur sich selbst, sondern auch einen Großteil der Feriengäste: Fürs Geld ist man auch bereit, den gebräunten Gästen mit einer entsprechenden braunen Weltanschauung aufzuwarten. Überhaupt ist man in Südtirol gerne bereit, von allen Seiten Geld anzunehmen, gewissermaßen eine Ausweitung Bozner Handelsgeistes auf das ganze Land. Aber das ist Arbeitsteilung: Für die Reichen sorgt das Land, die Armen werden vom Ausland beschenkt und müssen das Lied ihrer Wohltäter singen. Diese Hilfe geschieht so still und diskret und mit höheren Zwecken kaschiert, daß man gar nicht merkt, zu einem Volk von Bettlern erzogen zu werden. Das gilt vor allem für Bergbauern, für soziale und kulturelle Einrichtungen – sonst schwelgen wir eher im Überfluß und die Gründung von immer neuen Banken ist zu einem neuen Volkssport geworden.

Südtirol ist zu einem Musterländle geworden, und schon bejahren viele gutbestallte Italiener den jetzigen politischen Kurs. Ratlos ist man allerdings jener italienischen Minderheit gegenüber, die desorientiert ist und in Krisenzeiten zu einer schweren Belastung werden könnte. Zumal die widersprüchliche Haltung der Südtiroler – auf der einen Seite beste wirtschaftliche Beziehungen und also Geschäfte mit Italien, auf der anderen Seite Apartheidpolitik – auf eine dauernde Beleidigung dieses alten Kulturvolkes hinausläuft. Das Land, dessen Kunstschatze fast alle europäischen Kunstströmungen, besonders auch die italienischen widerspiegelt, dieses Land igelt sich nun – gegen die eigene Tradition – immer mehr ein, pflegt einen Heimatnarzismus, der sich nur mehr selbst betrachtet, da man die Fähigkeit, Beziehungen aufzunehmen und zu erkennen, verloren hat: Der jahrzehntelange Stellungskrieg in kulturellen Schützengräben ist für viele Südtiroler die eigentliche und endgültige Welt. Damit gleichen sie jenen tapfer ausharrenden japanischen Soldaten, die Jahrzehnte nach dem Kriegsende im Dschungel einer einsamen Insel entdeckt wurden und die veränderte Welt nicht mehr begreifen konnten. Vielfach erinnert die Sprache der Volkstumskämpfer, die Einstellung zur Kunst und überhaupt zu kulturellen Werten in peinlicher Weise an die Zeiten des tausendjährigen Reiches, und die Moderne gilt als entartete Kunst. Die Tagespresse hat für diese Schrumpfkultur blamable Beispiele geliefert.

Während man auf dem Gebiete des Sports die modernsten Methoden anwendet und beste Kontakte nach allen Richtungen pflegt, verarmt das kulturelle Leben, besser gesagt: der Abstand zur

europäischen Entwicklung wird immer größer. Vielleicht hängt dies mit der bäuerlichen Struktur zusammen, die ganz allgemein etwas konservativer ist und darin wohl auch ihre Kraft hat? Wie steht es um die Pflege dieser bäuerlichen Substanz? Abgesehen davon, daß die stolzen Burggräfler Bauern vielfach zu Hausmeistern (ihrer Pensionen) geworden sind, wird in unserem Lande hemmungslos abgerissen und wegsaniert. Um freie Hand zu haben, wird nicht einmal ernstlich der Versuch einer Bewußtseinsbildung oder zumindest einer Dokumentation bäuerlicher Lebens- und Architekturformen gemacht, sodaß wertvollstes Kulturgut unwiederbringlich verlorengeht. Bauern, die Neubauten aufführen, werden gezwungen, die oft wertvollen Altbauten niederzureißen. Vor allem Bergbauern geraten in auswegslose Abhängigkeit, da es überall an wirtschaftlicher und denkmalpflegerischer Beratung fehlt. Das Angebot an Bildungsmöglichkeiten auf dem Lande ist unzureichend und Initiativen werden sabotiert, sofern die Interessierten nicht linientreu sind. Linientreu muß die vom Lande gesteuerte Erwachsenenbildung sein und demnächst auch Radio und Fernsehen. Diese vollsynchronisierte Kulturkutsche wird dann endlich ohne lästiges Knirschen durch die mit Autobahnen übersäte Landschaft bis ins hinterste Tal gelangen.

Vor etwa 20 Jahren besuchte ich als Pressereferent der Südtiroler Hochschülerschaft mit anderen Vorstandsmitgliedern den damaligen Direktor des Wissenschaftlichen Lyzeums von Brixen, Dr. Martin Benedikter, um für die Studentenzeitschrift «Skolast» zu werben. Er freute sich über unseren Besuch, fragte interessiert nach unserem Studium und nach unseren Plänen, freute sich aber keineswegs über die mitgebrachten Hefte einer Studientagung mit Beiträgen von Südtiroler Politikern über Kulturpolitik. Auf unsere etwas verwunderte Frage nach dem Grund seines Mißtrauens, beanstandete er einige Referenten, ja er warnte uns vor ihrem Gedankengut. Er warnte vor ihrem wachsenden Einfluß, den die Autonomie nur noch verstärken mußte. Martin Benedikter, einer der bedeutendsten europäischen Sinologen seiner Zeit, selbst auch Autor sensibler Heimatgedichte, sprach eine Sprache, die wir nicht verstehen konnten. «Das heißt», war mein Einwand, «daß Sie vor den eigenen Leuten Angst haben?»

Benedikter entstammt einem geistig vielseitig interessierten Haus mit altösterreichischer, liberaler Tradition. Er hatte wesentlichen Anteil am Wiederaufbau der deutschen Oberschulen nach dem Krieg und war zuletzt Professor für Sinologie in Padua. Mit seiner Frau Maria, die aus Sardinien stammt und gut deutsch spricht, teilte er neben der Übersetzungsarbeit auch die Bewunderung für Jean Paul. Martin Benedikter ist vor zehn Jahren gestorben. Trotz seiner Bedeutung wurde er und sein Werk bisher in Südtirol nie entsprechend gewürdigt: Er paßt nicht in die Landschaft.

Hans Wielander

Ich habe mir zum Geburtstag ein neues Bergsteigerliederbuch geschenkt. Das alte war zwar viel handlicher und leichter einzustecken, aber laut Zeitung sollen im neuen etliche Lieder aus unserer und über unsere glorreiche Vergangenheit drinstehen und dazu braucht es schon ein gewisses Format. Nachdem ich es nun einigermaßen durchstudiert habe, bin ich wirklich beruhigt über unsere Zukunft. Wenn auch des Brenners Scheidewand von Feindeshorden starrt, an der Felsenklaus im Süden späht ja die Fahnenwacht von beiden Bergen nach dem Retter aus, und es wird zu Ende geführt: der deutsche Geist im Süden wird es den falschen Hunden in blutdurchränkter Schlacht schon zeigen. Da muß ich mir wirklich einmal die Zeit nehmen und zum Christkindl beten, daß es mich auch so einen Tiroler werden läßt.

Hoffentlich macht es mir da keine Schwierigkeiten, ich habe nämlich eine Kleinigkeit an fremdem Blut in mir. Es ist aber eigentlich nur welschtirolisch und außerdem hat das Christkindl in dieser Beziehung schon öfter anderthalb Augen zugeedrückt, vielleicht läßt es auch das gleiche Recht für alle gelten, wie es in unserem heiligen Landl üblich ist. Ich fürchte mich freilich ein wenig davor, am südlichen Ast meines Stammbaumes nachzuforschen – es könnte immerhin ein schwarzes Schaf daran hängen. Es soll ja so Kerle gegeben haben, die sich Anno neun in die Reihen unserer – ich meine jetzt natürlich meinen nördlicheren Stammbaumast – Schützen einschleichen konnten, sozusagen als Legionär. Der hat dann womöglich aus dem Hinterhalt auf unsere bajuwarischen Brüder geschossen . . . , nein, die Sache ist zu verzwickt, da lebe ich schon lieber in der Ungewißheit.

Das Dumme an der Sache ist nur, daß ich die Anteile meiner beiden Blutarten an meinem Blutkreislauf nicht genau bestimmen kann. Das wäre weiter nicht sehr schlimm, aber manchmal scatta un congegno – ecco, ci risiamo – nel mio cervello bilingue, un congegno che mi fa pensare, parlare e scrivere in italiano. Sarà il mio subconscio che applica la mia proporzionale etnica personale, ma il fatto mi da un certo fastidio, anche perchè appunto ne io ne il mio subconscio sanno esattamente in che misura applicarla. Perciò mi sforzo di tornare nel mio mondo normale e di solito gelingt es mir – na also! – innerhalb kurzer Zeit. Ganz schlimm kann es also mit mir

gar nicht stehen, ich gebe die Hoffnung jedenfalls nicht auf. Ich habe ja nicht so ehrgeizige Pläne; zum Schützenhauptmann taue ich sowieso nicht und Landeshauptmann will ich gar nicht werden. Ich wollte eigentlich immer Gerichtsberichterstatter werden. Ich habe nämlich schon als Bub gern im Dreck gewühlt und andere damit beworfen, ohne mir über meine schmutzigen Pfoten Gedanken zu machen. Doch für eine Tageszeitung, hat man mir gesagt, wären meine Phantasie zu klein und meine Deutschkenntnisse bereits zu groß.

Aber es wird sich schon etwas finden, wodurch ich mich um das Tirolertum verdient machen kann. Ich habe schließlich auch noch einige Perlagen im Ärmel: so fehlt meine Unterschrift nicht nur auf dem 83er Brief, mir war sogar das Bürgermanifest zu verdächtig. Das soll nämlich auch von einigen der 83 Kommunisten unterschrieben worden sein! Da halte ich mich lieber heraus, weil man so schnell in schlechter Gesellschaft landen kann und dann könnte auch der aufrechtste Tiroler auf Gedanken kommen. Man muß überhaupt teuflisch aufpassen, in welche Gesellschaft man sich begibt, mir wäre es vor kurzem beinahe schlecht ergangen. Weil es ein Gebot der politischen Notwendigkeit ist und man Gebote bekanntlich halten soll, habe ich mich ein wenig mit der italienischen Sprache beschäftigt. Weil ich aber als Tiroler mit den Behörden deutsch zu reden habe und italienische Freunde zu gefährlich sind, habe ich mich aus Übungsgründen mit meiner Freundin auf italienisch unterhalten. Die redet aber nun auch nicht mehr mit mir, seit ich eine Verheiratung aus ethnischen Gründen ausschließen mußte. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß auch sie nur eine fünfzigprozentige Tirolerin ist und da ich eine prozentuelle Aufwertung des Blutes meiner Söhne für unerläßlich halte . . . ; aber versuchen Sie einmal, das einer Frau zu erklären. Die glauben noch immer, daß die Liebe die wichtigste Voraussetzung für eine Ehe sei.

Mir aber ist kein Opfer zu groß, wenn mir dadurch endlich das größte Glück zuteil wird: als vollwertiger Tiroler jedem vollwertigen Tiroler stolz ins Auge blicken zu können. Darum, liebes Christkindl, bitte ich Dich, und laß mich – auch wenn Deine Saison schon vorbei ist – nicht zu lange darauf warten.

Kurt Pircher



Galerie Albrecht

In Oberplanitzing, einem kleinen Dorf bei Kaltern im Überetsch besteht seit 1977 die Galerie Albrecht. Die Ausstellungen der Galerie befassen sich mit moderner Kunst und begannen im September 1977 mit Zeichnungen von Joachim Palm. Danach zeigte die Galerie Zeichnungen von Armin Lambert; eine Accrochage, Bilder der Galerie: Antes, Beuys, Graubner, Küchenmeister, Hundertwasser und Manzoni; 4 Engländer: Ivor Abrahams, David Hockney, Richard Smith und William Tillyer; Graphik aus den 50er Jahren: Baumeister, Bissière, Max Ernst, Mannessier, Marino Marini, Masson, Picasso und Soulages; Zeichnungen von Helga Jahnke; Plastiken und Zeichnungen von Lothar Fischer und Toni Stadler; Bilder und Zeichnungen von Walter Stöhrer und am Ende des Jahres Gebrauchsglas 17. - 19. Jahrhundert und Zeichnungen von Künstlern der Galerie: Anatol, Lambert, Klapheck, Palm, Stöver und Vallazza.

Arunda:

Frau Barbara Albrecht, warum machen Sie die Ausstellungen? Warum hier in Südtirol?

Albrecht:

Ich wollte, weil meine Kinder aus dem Haus sind, noch etwas Eigenes tun. Aus Gesundheitsgründen zog ich hierher in milderes Klima. Anfangs wollte ich einen kleinen Laden mit allem möglichen, was eben so Spaß macht, mit Kunst,

Antiquitäten und interessanten Dingen, eröffnen. Die erste Anschaffung sollte das Schild «Heute geschlossen» sein.

Arunda:

Und dann hatten Sie hier im ländlichen Oberplanitzing an eine Künstlerkolonie, an eine Art «Worpswede» in Südtirol gedacht?

Albrecht:

Ich hatte tatsächlich an etwas Ähnliches gedacht. Es wird aber nicht gelingen. Freunde und Künstler kommen sehr gern hierher, aber sie bleiben nicht.

Arunda:

Ist Worpswede heute noch lebendig?

Albrecht:

Es war am Anfang des 20. Jahrhunderts lebendig.

Arunda:

Gibt es in Deutschland ein vergleichbares neues Zentrum? Oder irgendwo sonst in Europa?

Albrecht:

Ich weiß von keinem.

Arunda:

Sie haben bisher fast ausschließlich ausländische Künstler gebracht. Interessieren sich die einheimischen Künstler für Ihre Galerie?

Albrecht:

Ja, einige. Ich stelle in meiner Jahresendausstellung zum ersten Mal Zeichnungen von Markus Vallazza aus und will aber, wie es jetzt nach einigen mißglückten Versuchen mit Ausstellungen Südtiroler Künstler aussieht, zunächst keine

*Walter Pichler ist am 1. Oktober 1936 in Deutsch-
ofen geboren, hat die Gewerbeschule in Innsbruck
besucht und 1955 sein Studium an der Akademie für
angewandte Kunst in Wien beendet. Während seines
einjährigen Aufenthaltes in Paris entstanden 1960
erste plastische Arbeiten. Von 1963 an bedeutende
Ausstellungen in Europa und Amerika. Seit 1972
lebt der Künstler in einem kleinen Hof in St. Martin
a. d. Raab im Burgenland.*



weiteren in mein Galerieprogramm aufnehmen. Nur Walter Pichler will ich weiter auf den Fersen bleiben. Die Faszination und das Zu-Hause-Fühlen, das ich habe, wenn ich seine Arbeiten anschau, sind unverändert stark geblieben. Im alten Gewölbe der Galerie müßte er einen guten Platz haben.

Arunda:

Was halten Sie von der Kunstsituation hier in Südtirol?

Albrecht:

Es gibt hier so viele Künstler, sicher sind darunter gute Begabungen. Ich finde oft Passion und ernstes Bemühen. Aber es fehlt der Anschluß an die europäische Kunstszene. Immer wieder wird in irgendeiner Kunstrichtung gearbeitet, die eigentlich schon lange passé ist. Es fehlt vielfach auch an gewachsenem Selbstbewußtsein und darum eben auch an Mut zu Eigenständigem, an Mut zum Abenteuer, an Mut, die Konfrontation nicht zu scheuen. Andererseits finde ich in der deutschsprachigen Presse, italienische kann ich nur mit Mühe lesen, keine hilfreiche Kritik. Wenn einer nur ein guter Südtiroler ist, dann genügt. Grund genug seine Kunst zu loben. Wozu soll das gut sein? Das ist eine Verkennung der Funktion, die die Kunst hat. Kunst soll uns doch offen machen, soll unsere Einsicht vertiefen, soll unsere Übersicht erweitern, uns empfindsamer machen für uns und unsere Umwelt. Müßten wir uns dafür nicht eigentlich nach den besten Künstlern umsehen? Hat es nicht Folgen, wenn wir der Auseinander-

setzung mit Kunst beharrlich aus dem Wege gehen? Das ist natürlich nicht nur ein Südtiroler Problem.

Arunda:

Frau Albrecht, haben Sie bereits Galerieerfahrung, wollen Sie weitermachen und für wen?

Albrecht:

Die Galerie hier ist für mich Neubeginn in diesem Beruf. Ja, ich will weitermachen, in erster Linie für mich selbst. Der Ausgang dieses fast aussichtslos erscheinenden Unternehmens ist ungewiß. Aber wenn ich durchhalte, befinde ich mich in besserer Gesellschaft, als wenn ich aufgebe. Das ist auch ein Argument. Die Arbeit macht mir Spaß und ich bin neugierig, was daraus entstehen wird. Jenseits von allem Kummer, den ich hier schon hatte, verlasse ich mich zunehmend in Südtirol. Es gibt aber Frauen, die wollen sich unbedingt an ihren Lieben die Zähne ausbeißen.

Arunda:

Frau Albrecht, welche Erfahrungen haben Sie in den 1½ Jahren, die Sie nun hier in Südtirol sind, gemacht, und welche Schwierigkeiten hatten Sie?

Albrecht:

Meine Erfahrung ist die Skepsis bis Ablehnung der Südtiroler gegen Fremde, darüber täuscht der Fremdenverkehrstrubel. Meine Schwierigkeit war schon oft die, daß ich rechtzeitig, d.h. bevor ich einen Fehler machte, mit Skepsis herausfand, wann ich als Problemlöser benutzt werden sollte... Das ist nicht immer geglückt.



WILLIAM KATZ

Notizen zum Werk Walter Pichlers

Der 42jährige Walter Pichler, dessen vielschichtiges Werk (Architektur, Skulptur, Malerei und Zeichnung) nicht einzeln beurteilt werden kann, ohne eine wichtige, ja notwendige Einheit zu zerstören, gehört heute zu den bekannten Künstlern der Europäischen Kunstszenen. Dafür hat nicht zuletzt auch seine Teilnahme an den Dokumenten IV und VI beigetragen. In seiner Heimat Südtirol ist er jedoch weitgehend unbekannt geblieben.

Seit der Jahrhundertwende pendelt die Wiener Kunstszenen, die auch repräsentativ für die Kunst Österreichs ist, zwischen Chaos und Ordnung, Amorphem und Gegliedertem, Aufgeregtheit und Gelassenheit; immer durchtränkt von Perversion und Nihilismus. Robert Musil hat das einmal so umschrieben: «Es war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz und von der großen Phantasie des Nichtgeschehenen oder doch nicht unwiderruflich Geschehenen ... umspült». Schon seit dem Zerfall der Donaumonarchie, begegnet man immer wieder einer in sich kreisenden Phantasie, die sich hermetisch gegen die Realität verschließt und zuletzt nur noch todessüchtig den eigenen Untergang beschwört, wie Monika Steinhausen das in ihrer Einführung zum Werk Walter Pichlers (im Katalog zur Ausstellung in der Kestner-Gesellschaft Hannover) sehr treffend formuliert.

Literarischer Kronzeuge dafür ist Thomas Bernhard, der die Österreicher ein «Selbstmördervolk» genannt hat und die ständige Versuchung zum Selbstmord samt seiner ständigen Verhinderung als österreichische «Volkskunst» bezeichnet. Thomas Bernhard war es auch, der das Zeichnerische Werk Walter Pichlers zum Anlaß nahm, das Gesamtwerk dieses Künstlers auf seine Weise zu kommentieren ¹⁾.

Das Werk Walter Pichlers, das von torsohaften Figurationen und Konstruktionen durchzogen ist, muß als Erbe dieses angekränkelten, morbiden Klimaeinflusses verstanden werden. Er zog in die Stadt, um deren gnadenlose Welt kennenzulernen. Er kam wieder zurück aufs Land, um zu versuchen ein neues Leben zu beginnen. In St. Martin a. d. Raab hat er in einer sich auflösenden Landschaft einen kleinen verfallenen Hof erstanden. Um daran bauen zu können, mußte er die handwerklichen Techniken vergangener Jahrhunderte erlernen, die nur noch von wenigen Bauern im Burgenland beherrscht werden. Techniken, die eine seelische und geistige Grundhaltung voraussetzen, die im übertragenen Sinne an sein zeichnerisches Können anschließen. Es ist von einer Meisterschaft, die wir mit Künstlern wie Beuys und Kubin vergleichen können; von äußerster Sensibilität, genialer Nervosität und hoher Ästhetik, die nie zur ästhetisierenden Schablone wird oder in die Windstille der Perfektion gerät.

Ein Beitrag Südtirols für eine Gegenwartskunst, die im eigenen Lande bisher leider durch falsche Traditionsgefühle und übertriebene Heimattümelei erstickt wurde, oder aber nur homöopathisch dosiert gezeigt wurde.

◀ Walter Pichler *Der Tod des Kurt Schapira*, 1976
Bleistift 25 x 21,5 cm

¹⁾ Walter Pichler, Zeichnungen. Mit einem Prosatext von Thomas Bernhard. Residenz-Verlag. Salzburg 1973.

In memoriam
NORBERT CONRAD KASER

*Es gibt für den Schriftsteller nur
eine wirkliche Forderung: in jedem
Satz bis zum Äußersten zu gehen.*

G. Benn

Er litt am Bewußtsein, das ihn zwanghaft zu Resignation, zu Verbitterung und oft wohl auch zu Selbstmitleid trieb, zu einer »grenzenlosen noia« (P. Wimmer), die in seiner existentiellen Einsamkeit begründet lag.

Er war wie Anton Reiser, Günther Winkler, Bernhard Koller: ein frühvollendeter genialer Schriftsteller, ein »Besessener«. Besessen von einer fanatischen Wahrheitsliebe, die aus sich selbst heraus keine Zugeständnisse machen kann. Er war zweifellos der ehrlichste und kompromißloseste unter Südtirols Literaten!

Wer je nur einen Ausschnitt aus seiner dichten Prosa gelesen hat, der spürte sofort: hier schreibt einer, der weder auf sich noch auf seine Leser Rücksicht nimmt. Seinem sicheren unkonventionellen Sprachempfinden gelangen Gedichte und Prosaskizzen, die ebenso überzeugend wie authentisch wirken, und die in der deutschen Literatur z.T. einmalig dastehen. Kausalität, sprachliche Aussparung, Detailschärfe und ein eigenwilliger Duktus, der auf Distanz hält, zeichnen seine Stücke aus. Niemals ein Anbiederungsversuch, immer Ausschließlichkeit, Komprimierung, Genauigkeit im Sinne von P. Wapnewski, wonach »Dichtung nichts weniger zu sein hat als beiläufig und nichts dringlicher anstreben muß als (eben) Genauigkeit«.

Norbert Conrad Kaser widerlegte – wie hierzulande kaum ein anderer – das hartnäckige Vorurteil, das im künstlerisch-schöpferischen Menschen noch immer am liebsten einen weltfremden Landschaftsträumer sehen möchte. Er, der erklärte Feind des Vagen, Unbestimmbaren,

litt an diesem bürgerlichen Mißverständnis, deshalb wohl auch die gelegentlichen Ausfälle, die ihn für institutionelle »Kulturträger« indiskutabel machten. Wenn er 1969 in seinem vielgeschmähten brixner Vortrag wünschte: »99% aller südtiroler Literaten hätten lieber gleich ins heimatliche Gras gebissen«, so bezog er dies vor allem auf die brave Selbstgefälligkeit der ewigen Landschaftsschilderer, an deren Einfallslosigkeit und Gehätscheltsein die Literatur Südtirols abzusterben drohte.

Kasers kulturpolitisches Engagement zeigte sich in Glossen, die er im »Alto Adige« (Blatt für deutsche Leser) und im »Skolast« publizierte. Scharfe Satiren, die an Deutlichkeit nichts offen ließen, bittere Worte manchmal, und fast immer um das eine Thema kreisend: die offizielle Kulturpolitik, die sich hauptsächlich mit Brauchtums- und vereinsfördernden Initiativen das Alibi schafft für ihre kulturelle Aktivität.

Meines Wissens hat Kaser in Südtirol nur noch in der Kulturzeitschrift ARUNDA veröffentlicht, die schon in ihrer ersten Nummer vorzügliche Kurzprosa bringen konnte. Schließlich sei noch auf seine ebenso bedeutende Übersetzertätigkeit aus dem Italienischen hingewiesen.

Nur wenige, nicht einmal Eingeweihte, überblicken heute Kasers Werk, aber nach ersten Informationen soll ein nicht unergiebiges Nachlaß vorliegen. Höffen wir, daß seine Texte gesammelt und – wie schon vereinbart – bald publiziert werden. Kaser wird einigen Generationen von südtiroler Schriftstellern Wegweiser und Prüfstein sein.

rk

der kosmische den wind

er legt sich
mit wolkenzotten hat
er in der frueh
den himmel
den hohen
blauen
bezogen

er ist nieder
gekommen am vormittag
plastiksaecke zu
blasen &
schmerz zu
beschwoeren
bei weiter
fuchtigen

die fein vor ihm
zu hause bleiben
bei schlafenden
fuereu
am nachmittag

geputzt ist der hohe
der himmel
die sichel
vor osteren
haengt

er hat sich
& ist gelegt

110378

mondschein

nimm die fenster
die hinen & heilen
im kaisergelb

zaehle soeller
veranden & tuermchen
loecher des dachs

taubeneier
taubennester
taubenleichen
gedoerrt zur mahnung
auf draht geknoepft
wo waesche gewesen

gitter gatter schnitzwerk
nach zwanzig ist der zahn
hohl

vor zwanzig brach die terrasse
der kranzkuehe wegen
mit wegstaub der kaffee
vater wischt weinringe
himbeer spuma

zaehle die tage
mondschein
kaisergelb

gebet der tante l.

wende leid von uns &
das rheumatische
trockne seine doerre seele
& sein bett

antonius
laß ihn so leicht frau
finden wie ich keinen
mann

es waer zeit

magdalena
lock ihn aus dem ding
(aus der partei)
& fuehr ihm beim salz
die hand

franz
lieb weiter die viecher
insonder die katzen
wie laß
mir

wende leid von uns
& geselligkeit
laß mich zu
gnadenstaetten hin

gib schlaf

erhoer mein taubes
geschrei
zerlebt waer ich

gib allen katzen futter
wende ab das leid
ich kann nichts
ich bin nichts

ein haufen unverstand

140378

das gehoeft

brenn vaterhaus brenn
brenn großmutterhaus
das vieh ist heraus
sogar die henn

die verrueckten schweine
blendet das licht
gellend faellt der hof
in sich
brenn zu asche
nordwind
vertreibs

brenn vaterhaus brenn
brenn großmutterhaus
das vieh ist heraus
& auch die henn

280678

"zuflure"

viel geht zuflure beim fuettern
der hackenden hennen
zuflure geht der schwappende
kuebel
zuflure nicht minder woerter
aus scheppermaul

wind in der strebe
zu oft fliegt der weizen
mit
spaene sagemehl
zuflure das bein-ander-liegen
ohne kind das verspeiste ei

die baeume werden gestutzt
um den himmel nicht
zu kratzen
zuflure der ast

wuchern bringt ersticken
abfall muß sein
zuflure geh das gebein

zuflure ist reichtum
verwendung ein schatz

der schneider des zaren

meiner gestalt nach waere ich besser metzger geworden denn schneider. allein wie das glueck spielt erkannte eines zaren offizier bei der musterung daß ich ganz des zaren gestalt haette. so wurde ich aus dem dienst entlassen & dem hofschneider unterstellt. dort ward mir weiter keine pflicht als die kleider zu probieren. ich wurde gedreht & gewendet bis mir alles saß & um nicht nutzlos die zwischenzeit zu verbringen lehrte mich der meister die nadel fuehren denn er war alt & liebte mich. in unsrem staat ist keiner nutzlos. da aber schneider sein mager & gebueckt macht wie die leute sagen wurde mir auch starke kost zuteil . . . nicht grad die des zaren doch ich behielt seine gegossene figur. mein leib war seiner & und wie haette ich ihn besser opfern koennen nichteinmal im kampf. traf es sich daß der zaren eine biene stach so galt es auch mir mit einem dicken arm bereit zu sein oder er hinkte nach mißglueckter schlittenfahrt ging ich eben steif. mein meister starb zur rechten zeit – ich hatte eben ausgelernt & weinte bittere traenen ueber ihn – & ich uebernahm die werkstatt. hatte bisher nur der leib gedient so dienten nun auch geist & seele. inzwischen hatte ich eine geheime kaiserliche waescherin die meines hoechsten herrn leibwaesche versorgt zur frau genommen. & ihr zum wohle des staates bereits drei kinder geschenkt – es sollen noch siebne nach. ich war mit der welt zufrieden & bin es bis zur stunde. den zaren kenn ich wie mich & hab ihn nie gesehn. ich weiß wie er beschaffen ist was er zu speisen liebt und wieviel er wiegt wie groß die hand ist die auf uns liegt. von der kleinsten veraenderung die in seine kleider nur ein faeltchen werfen kann krieg ich geheimsten hofbericht. er traegt gute sachen mit bescheidenheit wie jedermann. wir sind ja alle gleich zumindest er & ich. rot steht ihm am besten. er hat sich's ausgewaehlt & wie man mir geheim gesagt waer das die farbe seines herzensbluts das fuer uns in ihm rinnt. seine zunge ist rot mit der er zu uns spricht. er ist ein großer zar eben groß wie ich.

die leute tragen nicht grad fuer sie geschnittne kleider doch sie koennens zufrieden sein. sechs groeßen fuehren unsre laeden fuer großschlank mittelshlank kleinschlank groß- mittel- & kleindick. auch die stoffe sind verschieden sie wechseln klugerweise nach beruf. was will man mehr. im fasching verkleidet sich der zar als mutter & retterin des vaterlandes. im fasching aendern alle das geschlecht. das ist sehr lustig. ein monat im jahr ruht der zar sich von der last & sorge seines volkes aus: er hat genug augen die fuer ihn & ueber seiner ruhe wachen. in dieser zeit nimmt er zu: bier wird pasteten wein & ich werde von der schloßkueche auf fettes schwein gesetzt damit ich halten kann was er an gestalt gewinnt. so fließen schoen die monde uebers land & auf den bildern die ihn zeigen ist ein gut dreiviertel von mir. doch ist das alles streng geheim. so streng geheim daß ich nicht weiß was aus mir wird. so verkaufe ich die restchen der fuerstlichen stoffe mit gutem gewinn & die leute kuessen es & mir meine goettliche hand & tragens versteckt am leib mit furcht & andacht & ehre. ach wie geheim & gerade ich der hueter dieser schatze.

der zar der schreit: erschlagt das untier diesen schinderhund! unter meiner achsel steckt eine nadel! attentat! mord am zaren!

gegeben zu weimar 190677 fuer rosmarie berlin

JOHANN TROYER

VOM SÜPPLEIN, DAS AUF BERG- BELEUCHTUNGS- FEUERN GEKOCHT WURDE

UNTER BESONDERER
BERÜCKSICHTIGUNG DES
PUSTERTALES

Seinerzeit war es selbstverständlich, das Pustertal von Mühlbach bis zur Lienzer Klausen gelten zu lassen. Mitunter war man sogar so großzügig, auch noch Lienz und die Iselregion kurzerhand mit einzubeziehen. Als aber vor 60 Jahren 'Osttirol' begann, vorhanden zu sein, fing das 'Pustertal' an, an der Staatsgrenze aufzuhören – ostwärts gesehen.

Bei den Südtirolern herrscht heute die verkürzte Geltung dieser Talschaft zweifellos vor, nicht zuletzt bei den Pusterern selbst. Für die Winnbacher und Vierschacher liegt östlich von Vierschach und Winnbach kurzweg Österreich, ach ja, und Osttirol vielleicht, aber dort hat man eigentlich nicht viel zu tun, man kennt es hauptsächlich vom Hörensagen her.

Umgekehrt hatte und hat der Osttiroler mit Südtirol 'sehr' zu tun.

Da war einmal das goldene Schmuggelzeitalter, wo auf allen möglichen Um- und Abwegen nächtlicherweile Vieh nach Gsies, Antholz und Sexten getrieben wurde. Wer kein Vieh hatte, trug dürre Viehhäute hin- und Polentamehl herüber.

Auch Juden wurden geschmuggelt, und Sprengstoff – in größeren Mengen. Damals wurde für die verfolgten Brüder und Schwestern jenseits der Grenze viel gebetet. Dekanatswallfahrten, voran ein großmächtiger Herrgott, pflegten allemal in eine erhebende Massenkundgebung auszuarten, die gefalteten Hände zu geballten Fäusten, frommer Zungenschlag zu grimmigem Zähneknirschen.

Es war eine gute Zeit für Idealisten und Märtyrer und für missionarisches Volksbewußtsein – ganz allgemein.

Auf diesem kämpferischen Boden fand der kulturelle Gütertausch, geziemend, aber ausschließlich, statt. In der Lienzer Landwirtschaftsschule wurden die Südtiroler Schüler geradezu gehegt und verwöhnt – zum Beispiel.

Das ist jetzt vorbei. Vorbei auch die Jahre, in denen Innichen sein musikalisches Ensemble mit Kräften aus Lienz und Sillian verstärkte. Einst spielten die Gsieser in Innervillgraten, die Außervillgrater in Welsberg und Rassen Theater. Seinerzeit kauften die 'Walschen' unter der Grenze Fleisch, Sprit und Zigaretten en gros – in Sillian gab es sogar eine 'Macelleria'.

Heute sind die Grenzzoll- und Wachorgane zwar großzügig, vor allem die italienischen. Im Sommer gibt es zusätzlich drei legale Grenzübergangsstellen und Antholz und Defereggien sind zu einer touristischen Werbegemeinschaft verknüpft, aber in Sillian empfiehlt sich immer noch der 'Letzte' Laden für Filme und in Tassenbach eine 'Letzte' Tankstelle dem fahrenden Kunden; denn anscheinend hört in Arnbach die Welt auf.

Was Osttirol mit Südtirol und umgekehrt zu tun hat und was die Osttiroler mit Südtirol und den Südtirolern und umgekehrt heute zu tun haben:

Osttiroler (und Oberkärntner) pilgern alljährlich auf den Stegermarkt – massenhaft; an diesen Tagen wird auf der Grenze der größte Verkehrsrückstau des Jahres verzeichnet.

Den Gann- und Gallmarkt in Innichen besuchen nur noch alte Mannsdan und traditionsträchtige Weibildan. Die jungen Leute fahren Tanzen oder Kegeln ins Weiße Rößl nach Innichen oder nach Toblach ins Duplago.

Die weinseligen Romantiker fahren Törggelen. Die Wirte kommen ihnen dabei bis ins Oberpustertal freimütig entgegen. Was steht einem landesweiten Törggelen schließlich entgegen; Wein, Kösten und Bauernspeck gibt es überall.

Die Volksfrommen fahren busweise zur Fronleichnamsprozession in Kastelruth und kehren trunken edlen Tirolerbrauches heim.

Wer außer Haus allein oder mit anderen gut speisen will, fährt mindestens nach Innichen oder Sexten. Der Betriebsausflug der vereinigten Bürgermeister Osttirols führt abwechselnd nach Meransen und Matrei, wo man sich mit den Kollegen der Talgemeinschaft Pustertal ein bißchen schicksalsverbunden trifft und jedesmal Pustertaler Schnellstraße baut.

Am häufigsten passieren Schützenkompanien, Musikkapellen, Vereine und Bünde schlechthin die Grenze, festlichen Anlasses halber, und wechselweise. Dabei kommen die umfassendsten Verbrüderungen zustande. Sie gedeihen mitunter soweit, daß man sich rechtens am Tatort jahrelang nicht mehr blicken lassen kann, auch der Unbeteiligte nicht.

Regelrechte Ehebande werden anläßlich lauter Hörner, Stutzen und sonstiger Beteuerungen selten geknüpft. Andererseits werden gerade jetzt die letzten gemeinsamen Tanten begraben, dies- und jenseits der Schranken. Den Osttirolern ist Südtirol vornehmlich ein patriotisches Bilderbuch mit Trauerrand und Reiseprospekt in einem und nicht viel anderes. Die Gemeinsamkeiten beschränken sich inzünftig auf die altbekannte Traditionspflege,

der nichts zu dumm ist und die in letzter Zeit stark aufrüstet. Die offiziellen Kontakte gehen über eine gegenseitige Rückgratversteifung nicht hinaus, und inoffiziell sind wir neidig, weil es den Südtirolern besser geht als uns, und beleidigt, weil sie nicht mehr (mit aller Gewalt) 'heim'-kehren wollen.

Dies' Süpplein, dünn und abgestanden,
nein, ich mag es nicht!

JOHANN TROYER

Pustertaler Pastorale

In den amorphen Strukturen von Stein und Bein, auf die man leichtfertig schwört, Strukturen zu suchen, ist ein Anlaß, besonders andächtig zu sein. Eine Hand ließ ich durch das Lischengras fahren, durch den Goldhafer, gedankenlos, in die Binsen am Toblacher See.

Es rauschte feierlich.

Der Pan saß auf einem Ast im Wald von Pfalzen, wahrscheinlich, und spielte auf einer Musel, ein Faun, mit einer Girlande Edelweiß gegürtet, trat aus dem Baumbartdickicht in die Blöße, geblendet, und führte einen fürchterlichen Tanz auf. In Gsies wurden Saturnalien gefeiert, in Prettau haute Faust stark auf den Tisch. Gott Terminus mit dem flammenden Haar hockte auf einem Grenzstein aus Laaser Marmor und dachte, daß einmal auch die Binsen in die Binsen gehen. In den Mösern der Drau und Rienz sind die Irrlichter wie der Wiener Plüsch längst erloschen; eingewachsen in abgetretenen Waldwurzeln, das Hotel Paradiso ist versperrt.

St. Peter auf dem Kofel; ich bin den alten Weg durch den anstehenden Fels gegangen. Beim obersten Bauern deklamierten die Kinder englische Merkwörter und fluchten italienisch. Das Hoftor zierte Ochsenjochsymmetrie. Starre Häute von Kälbern hingen am Söller in der Sonne, unter der Traufe rostete ein sezierter Wecker.

Metaphysische Schauer ergriffen mich, als ich in die vergreiste Schneelandschaft starnte, wo der Geist immer noch als ein Schreckgespenst umgeht, aber soviel Arbeitsliebe an den Schweißbändern der Hüte klebt.

Im konservierten Rest Altösterreichs werden die Kaiser Karl und Franz-Josef wie Brustkaramellen gehandelt. Die Paten pflegen den Firmlingen die gefährlichen Zinnen und den unergründlichen Pragser Wildsee zu zeigen. In den Manöverruinen tropft es, die Tropfen werden gezählt, wenn sie aufschlagen. Wenn G. Mahler einen einzigen Ton für sein Lied von der Erde in Altprags fand, muß ihn ein verschreckter Bergfink verloren haben. Wo die Zirmholzheiligen und der Kirchturmglöckentanz herrschen, wo immer noch Grußpflicht herrscht, ist schon mancher fahrende Sänger erfroren, vor heimelig geheizten Bauernstuben.

Ich kenne einen Bauern, der wahre Kraftakte der Barmherzigkeit verübte, indem er 27 Ziehkinder aufzog. Nur eins hat sich unter den Zug gelegt.

Das Holzknechtsglück gibt es, wenn man im römisch-katholischen Herrgottswinkel sitzt, Waldi bei Fuß, das Nannele im karierten Bett in der gezimmerten Kammer und den Haspinger auf einem Sockel im Kurpark.

Es ist genug Platz für Schausteller und Visionäre, die alles ganz sicher wissen. Es gibt keine Gleichgewichtsstörungen, niemand bezweifelt, was man tun und lassen muß und nicht tunlassen darf.

Auch gelacht wird korporativ.

Leistungen, auch religiöse, werden schlichtweg erbracht.

Hand in Hand mit mir selbst, ein landlich-friedvolles Tonstück dieser Gegend, stieg ich die Bachrunst entlang. Ich suchte abgeschliffene Steine, je glatter, desto bessere Meditationsanlässe. Auf der Pfründe der Brixnerischen Mensa gewährte ich Kindesweglegung, Zöllnermord; Gamslan schwarz und braun wechseln, R. Strauß nächtigen, E. Pound sein Moidele kinsden und Polen, die ein deutsches Mädchen geliebt hatten, am Galgen hängen.

In der Zeit des grenzenlosen Terrors gab es keine Grenze.

Meine Impressionen laufen der Rangordnung der Dinge zuwider.

We must go dig in our gardens.

Im heißen Sand des Drauparkgrießes die Vipernliebe, ein Schritt weiter raffinierte flache Flecke, dann im Feuchten, wo die Miro'schen Animalien wuchern, etwas Kommunikation über Mattscheiben, ein Schritt zurück intensiv feldgrauer Förstertrotz, im Dialog stabiler Zeichen von Umständen die tiefe Ätzung der Aquatinta, verschleckte Schaumrollen, die Elemente Stein und Stecken, auf hochgelobtem Tortenboden farbenreich vibrierende Zerfließbarkeit – lauter vergriffene Tyrolensien.

Eine Pustertaler Bäuerin, stark, wie sie ist, weint nur, wenn sie den Schnittlauch kleinschneidet oder Zwiebelrüben.

101 JAHRE GOLDSCHMIEDE FRÜHAUF IN MERAN

Noch in diesem Jahre wird eine umfangreiche Darstellung über die Familie Anton Frühauf erscheinen. Damit beginnt ARUNDA eine neue Reihe, die vor allem kreativen Menschen und Künstlern ein Forum für ihre Leistungen bieten soll.



Werdegang einer
Handwerker- und
Künstlerfamilie

*Der Goldschmied
und Maler
Anton Frühauf*

Foto: Hansgeorg Hölzl

*so etwas wie ein prolog für die oberlandlar-
 ausstellung im innsbrucker kongreßhaus.*

*mandrleite
 weibrleite
 lösnt züeha
 keemet virha
 vö oll seiten:
 di öbrlandlar sein doo!*

weils ein einmaliges ereignis in der kultur- und kunstgeschichte tirols ist. fürwahr, daß die künstler des oberlandes in der tiroler landeshauptstadt geschlossen, massiv, wie ein mächtiger block, wie ein einziger granitfelsen aufgetaucht sind, ist ein kulturelles ereignis ersten ranges.

von diesem landstrich oben am inn, mitten aus unwirtlichen steinmauern, lawenstrichen, murkegeln, steinhütten dürfte man sich nichts erwarten. und das ist wahr: es kommen auch keine sänger von dort, keine geküßten musen-söhne, harfenspieler, zithervirtuosen, alpensänger, schnaderhüpfler. fast keine volkslieder sind von dort hergedrungen; ihre musik ist bescheiden, mehr als bescheiden. ists ein wunder? für diese dem oberländer eher leichtlebigen, oberflächlichen, zarten dinger hat er kein gefühl. dazu kommt, daß dem oberländer durch viele generationen jede art von belustigung bei tanz und hausmusik verboten war. die armen teufel oberhalb melach und tschirgant hätten sich an solchen dingen ergötzen können.

und jetzt wohnen leute dort, die man vor fremdenströmen, autobahnen, liftrassen verschonen müßte. sonst werden sie endgültig hingemacht. wo sie durch generationen nichts durften – tanzen und hausmusik machen – sollen sie auf einmal dem herrn und der madam gast tänzchen vorspielen, sollen bucklerl machen, ein bißchen brauchtum zeigen; weil sies nicht können, wird auch nirgendwo sonst in tirol so schlechtes fremdentheater gemacht, wird so miserabel geschuhplattelt, so dilettantisch an neuen heimat-schnulzen nach dem schlag von «vergiß mein schönes ötztal nicht» oder «dort wo der tschirgant grüßt» und anderem mist herumgeschulzt. dieses land kann nicht durch neue rekord-nächtigungs- und aufstiegshilfenziffern gerettet werden, sondern durch ein paar ordentliche spinner. ein paar solche und ich meine es sind die besten des oberlandes und vielleicht die besten des ganzen landes, retten das alpenland besser als all dieses oberflächlich-ideologische geschwätz von unbedingter tirolertreue und absoluter treue zum väterglauben und was sonst noch an unumstößlicher perversion bei sommerlichen tschindarassabumm-festen gefestrednert wird.

ein paar solche spinner sind mehr wert als drei millionen oberländer fremdennächtigungen im zeichen des massentourismus – des fortschritts – wenns ein fortschritt wäre.

es ist ein zeichen dafür, daß tirol noch nicht endgültig und unwiderruflich degeneriert ist. noch gibt es ein paar kritische leute, die sich getrauen das maul aufzumachen – vielleicht müssen sie eh bald still sein – noch gibt es ein paar alte überdeckte holzbrücken, vielleicht

noch ein paar fürs museum – noch gibt es ein paar leute im land, die ganz einfach anders sein wollen und die nicht mit all der erbärmlichen unterwürfigkeit mitmachen wollen.

es gibt ein paar aufrechte tiroler, dies beileibe nicht nötig haben, in einen schützenrock zu schlüpfen um als äpler zu gelten. es gibt ein paar wirklich richtige tiroler: aber das sind alles spinner.

*keemet virha
 vön gonzn lonte
 keemet züeha
 do seinse!*

diese paar spinner sind dazu noch besondere leute, weil sie die größten dickschädel im lande sind. sie lassen sich nichts von draußen her einsagen, sie lassen sich nicht beschwätzen, sie lassen sich nicht dreinregieren.

aber es sind die wichtigsten leute im lande, wichtiger zumindest als alle hoteliers, liftbesitzer, autobusunternehmer und festredner zusammengenommen.

wenn fürs land etwas übrig bleibt, dann sinds die da:

das gute dutzend maler und bildhauer aus dem oberland, die leute von der galerie elefant in landeck, mitsamt der monika, die den haufn genondrheebet.

der bettenreichste hotelier ist a armer häuter gegen den danler, den ebster, den hauser, den kopp, den nagl und den strolz; der salbungsvollste festredner ist ein schwätzer gegen die schweigsamkeit unserer künstler, des traxl, des weißenbach, des schwarz, der christl; die oberflächlichkeit der kulturbetriebler wird entlarvt, wenn die innwendigen leute vom oberland, die wahrhaftigen poeten des landes etwas von sich geben, wenn der nitsche etwas sagt oder der stimpfl. das hat hand und fuß.

weils in diesem lande noch nie so viele maul-tote, passive, fehlgeleitete leute gab wie in unserer zeit, weils noch nie zuvor soviel frasedrescherei und salbungsvolles gefasel gab, sind diese wahrhaftigen

TIROLER SPINNER UND AUSSENSEITER

so wichtig.

*si mooln und moaßlen
 di nöet ummedumm
 in lonte tirööl
 di pildr und schtoane
 si mooln und moaßlen
 drschuntn di hänte
 in öüggen is liecht
 pildr und glonz
 si keemen vön pargnen
 gean wiidr zugge
 drschuntn di hänte
 drrissn is harchz
 si pockn in moaßl
 in pensl di forbm
 in öüggen is liecht
 a gonz a kloas liechtle...*

HOCHGELOBT UND GEBENEDEIT SEIEN DIE SPINNER, DIE AUSSENSEITER, DIE GENIES VOM OBERLAND, AMEN!

DER VOURTL

Die Fähigkeit, Materialien in funktionale Dinge zu verwandeln, dieses schöpferische Geschick nennt der Tiroler «Vourtl». Eduard Kugler hat den Vourtl. Ob er in seinem Haus Öfen baut oder die Stube mit Holzabfällen täfelt, ob er für die Kinder Drachen baut oder in Erinnerung an seine Pustertaler Heimat eines Tages mit einem einkufigen Rennböckl auftaucht... den Schlitten haben wir dann gleich im Tarscher Tal ausprobiert... was er in die Hand nimmt, gelingt. Lächelnd zeigt er die fertigen Produkte, die Modellflugzeuge schweben im Schulhof während der Pause, gewissermaßen zwischen Integral und Heraklit.

Der Vourtl kennzeichnet eine geradezu erotische Beziehung zum Material, bei Eduard Kugler insbesondere zum Holz, das er nun als Geigenbauer auch noch zum Klingen bringt. Anlässlich eines Konzertes in der Galerie Schlandersburg spielten die Musiker bei der Zugabe auf seiner neuesten Geige zur allgemeinen Begeisterung.

Seine Theorien über den Geigenbau und seine praktischen Anleitungen stellte er zusammen mit der hier abgebildeten Geige in der Münchner Handwerkermesse 1978 aus. Die Fachwelt begann sich zu interessieren und nun wird dieser Beitrag in einer deutschen und englischen Musikzeitschrift erscheinen. Aber lassen wir Eduard Kugler selbst zu Worte kommen.

Mein Heimatort ist Bruneck, geboren bin ich in Bozen, in Österreich besuchte ich die Volksschule, fünfzehn Jahre lebte ich in Meran und nun ist Schlanders meine Wahlheimat geworden. Meine Frau ist von hier, ich besitze zur Zeit ein dreiviertelfertiges Haus und das Klima paßt mir gut. Ich habe vier Kinder. Mein Beruf ist Zeichenlehrer. Ich unterrichte am Realgymnasium von Schlanders. Was mich von jeher bewegte war das Zeichnen und mit ihm verbunden das Werken. Nebenbei habe ich noch ein wenig Geigenspielen gelernt. Fasziniert haben mich auch die Probleme des Fliegens.

Freuen kann ich mich bei vielen Gelegenheiten, so zum Beispiel über die Erlebnisse in der Familie, über die Erfolge meiner Schüler und über die Lösung von Problemen, die da und dort auftauchen oder noch mehr über die Lösung von Problemen, die ich mir selber stelle. Ein Problem, das sich selber stellte, war die zu klein gewordene Wohnung bei wachsender Kinderzahl. Da sich von «Auswärts» keine Lösung anbot, so habe ich mich mit den Problemen des Hausbauens auseinandergesetzt und unter Befolgung der guten Ratschläge von Seiten der Fachleute das Haus weitgehendst eigenhändig gebaut. Dabei ist zu sagen, daß ein so komplexes Problem wie ein Haus heute ist, sich immer noch in winzig kleine Teilprobleme aufspalten läßt und daß diese Problemchen sich dann meistens lösen lassen. Vielleicht ist das das Geheimnis, warum mir bei den verschiedensten Objekten gute Lösungen gelungen sind, so zum Beispiel ein zwar nur begrenzt flugfähiges Tretflugzeug (12 m Spannweite, 60 kg Gewicht) oder die Geigen, die nun immer mehr zu meinem bevorzugten Hobby werden. Selbst Fachleute haben die hervorragende Qualität dieser Instrumente sowohl im Bezug auf den Ton wie auch auf die Formschönheit anerkannt. Einen Ausschnitt aus meinem Schaffen soll die beigelegte Studie vermitteln. Neben diesen ganz persönlichen Problemen liegt mir ein allgemeines am Herzen und das ist die Begründung des Ortskerns von Schlanders, dabei bin ich allerdings auf die Mitarbeit vieler Bürger angewiesen. Das größte Problem dabei ist, die Menschen zu einem Umdenken zu bewegen, damit sie nicht nur die ästhetischen Vorteile, sondern auch die Notwendigkeit der großen Laubbäume für die Luftverbesserung im Zentrum einsehen.

So geht mein Schaffen letzten Endes auf allen Gebieten dahin Form und Funktion in Einklang zu bringen, dabei suche ich nicht die heute allgemein übliche Perfektion, sondern die Harmonie aller Teile zu einem Ganzen.

Eduard Kugler

Schon seit Jahrhunderten bewundert und bestaunt man nicht nur den Ton und den Lack, sondern auch die Form der «Stradivari»-Geigen. Was verleiht ihnen diese Harmonie in den Proportionen, diese Spannung in den Kurven? Ist sie das Produkt eines sensiblen Auges, kombiniert mit handwerklichem Können, oder hat sich diese Form im Laufe der Zeit und durch die Praxis immer weiter entwickelt. Oder steckt ein ganz bestimmter Kanon in den Formen, ähnlich wie in den griechischen Tempelbauten, oder wie er in der Renaissance in der Form von geometrischen Schlüsselfiguren wieder auftaucht?

Auf Anregung einer Studie von Simone F. Sacconi habe ich einen Weg gefunden, der in verblüffender geometrischer Klarheit zur Form der Geige führt.

Das System besteht darin, daß nach dem Aufstellen der Schlüsselfigur – in diesem Falle ein gleichschenkliges Dreieck – immer zwei bereits vorhandene Punkte mit einer Geraden oder einem Kreisbogen verbunden werden und daß diese Linie eine weitere Linie schneidet. Dieser Schnittpunkt ergibt dann das Verhältnis der Längen und Breiten und die Positionen der größten, bzw. kleinsten Ausdehnungen des inneren Klangkörpers inklusiv Füllklötze, sowie Einsatzpunkte für den Zirkel und Ausdehnung der Kreissegmente.

In Cremona arbeitete man zur Zeit Stradivaris mit Cremoneser Unzen (eine Cremoneser Unze = 40,3 mm). In meiner Studie habe ich die 0,3 mm ignoriert und als Maßeinheit 40,0 mm eingesetzt! Das Resultat ist eine fertige Korpuslänge von 35,7 cm, was ungefähr dem klassischen Maß der Geige entspricht.

Figur 1 ist der erste Teil der Schlüsselfigur mit einem Durchmesser von 9 Teilen ($4 \times 9 = 36$ cm). Von besonderer Wichtigkeit ist das untere gleichschenkelige Dreieck, dessen Höhe gleich der Grundseite ist.

Figur 2 ergibt sich durch das Einsetzen eines Kreises, dessen Durchmesser eine Maßeinheit (40 mm) beträgt. Die Linien zwischen den roten Punkten ergeben ein einfaches Verhältnis von 4 : 5 (= 16 und 20 cm). Diese Maße ergeben die größte Breite des Innenraumes im oberen und unterem Bereich des Korpus. Durch das Verlängern der Mittellinie nach oben um eine weitere Maßeinheit ergibt sich ein Dreieck, dessen Höhe genau das Doppelte der neuen Grundseite ausmacht. Dieses Dreieck dient dazu, um die kleinste mittlere Breite und deren Position festzulegen und um weitere Punkte zu ermitteln.

Figur 3 ergibt die Position der größten oberen und unteren Breite des Innenraumes.

Figur 4 zeigt, wie die Raumlänge einschließlich der Ober- und Unterklötze, sowie deren Position ermittelt wird. Aus der Länge ergibt sich wieder ein einfaches Zahlenverhältnis: Teilt man die untere Breite durch 4 und multipliziert diese Zahl mit 7, so hat man die Länge. Ebenso kann man die untere Breite mit der mittleren Breite und die Hälfte dieser Breite zusammenzählen und man kommt zum gleichen Resultat: 35 cm.

Figur 5 ermittelt die Flächen, wo sich die konvexen Kurven in konkave an den Spitzen umwandeln, und gleichzeitig wird die mittlere Distanz zwischen den Spitzen festgelegt.

Figur 6 zeigt die wichtigsten Einsatzpunkte für den Zirkel und die Ausdehnung der Kreissegmente.

Figur 7 zeigt die fertige Konstruktion mit sämtlichen Zirkelinsätzen.

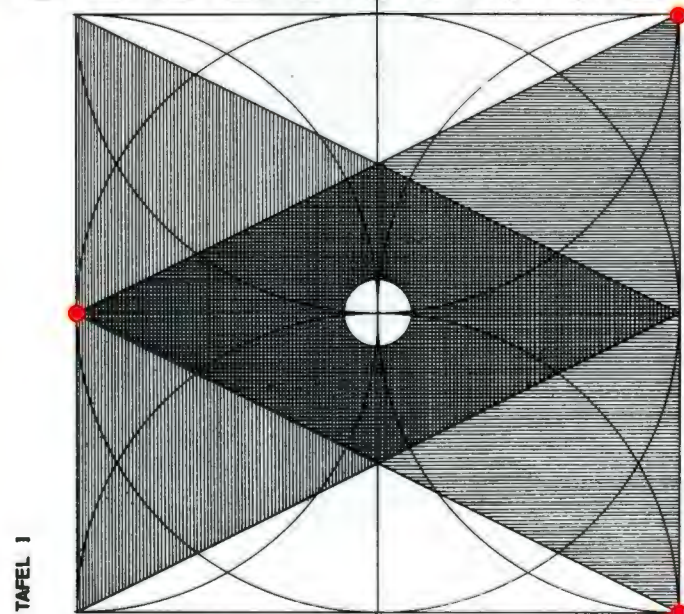
Figur 8 gibt Anhaltspunkte über die Position und die Konstruktion der «F»-Löcher. Bei dieser Figur habe ich das Einheitsmaß von 40 mm auf 41 mm erhöht, weil diese Konstruktion beim Bau über die Wölbung angewendet werden kann.

Ob Stradivari nun eine solche Methode oder einen anderen Weg benutzte, kann ich nicht sagen, sicher ist, daß er gerne und viel mit dem Zirkel gearbeitet hat, was viele Einstiche an seinen Arbeiten beweisen.

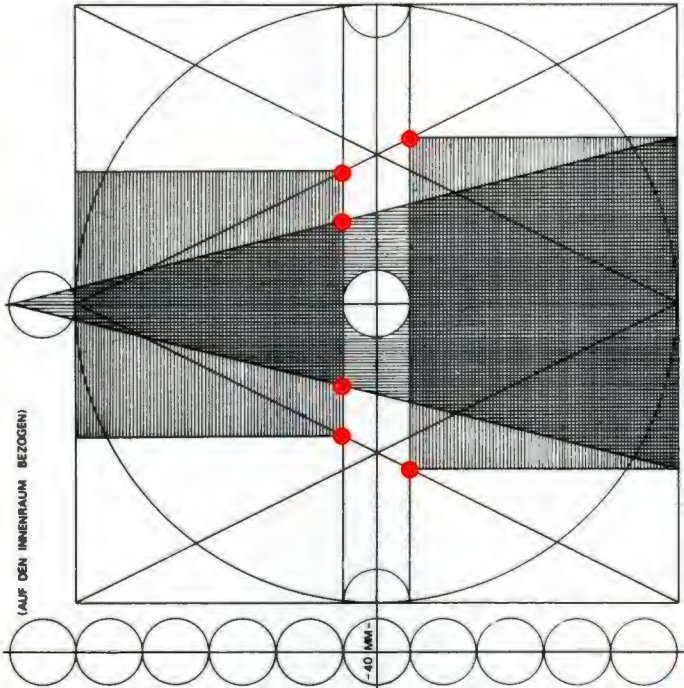
DIE FORM DER GEIGE - EIN SPIEL MIT DEM ZIRKEL?

KUGLER EDUARD, 39028 SCHLANDERS, BURGWEG 20
SÜDTIROL





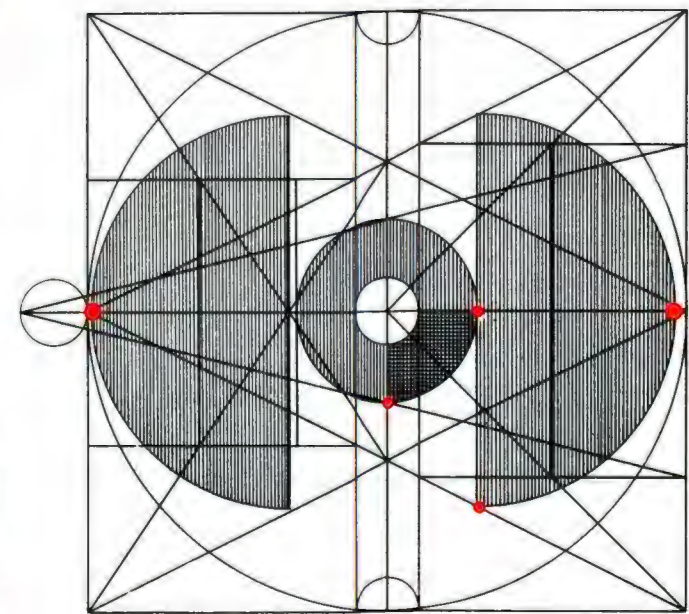
FIGUR1 Grundfigur



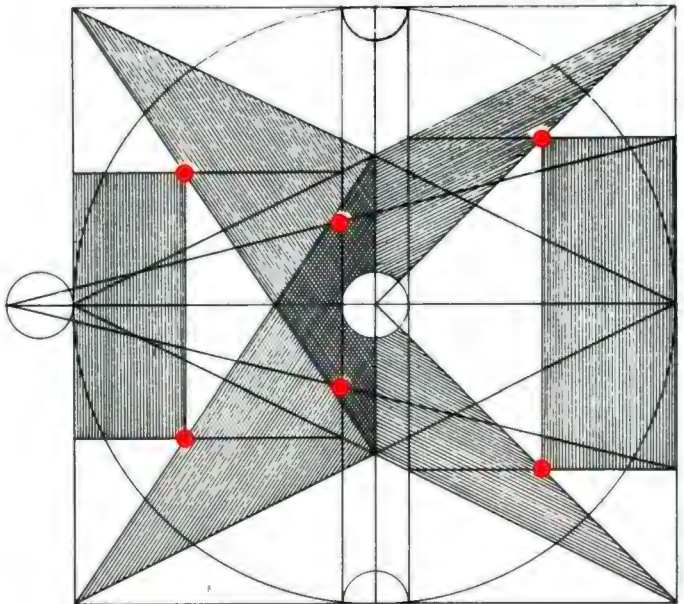
FIGUR2 Ausdehnung der oberen-, mittleren- und unteren Breite

Verhältnis: 4:2,5:5

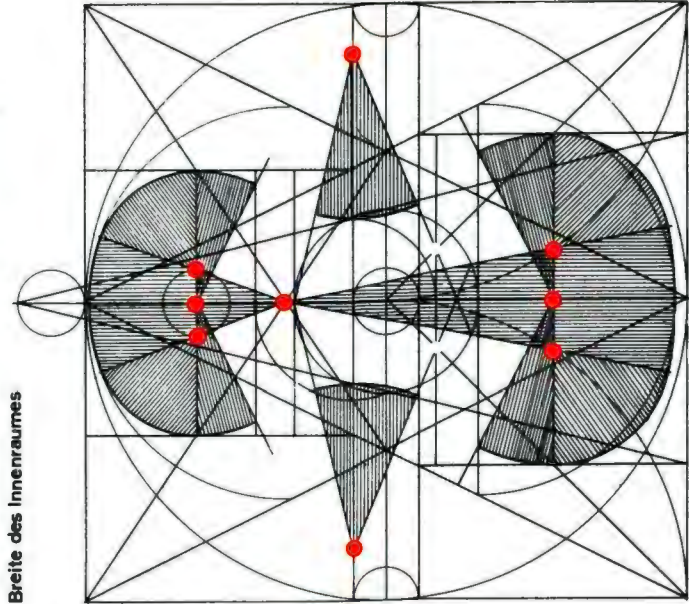
16, 10, 20 cm



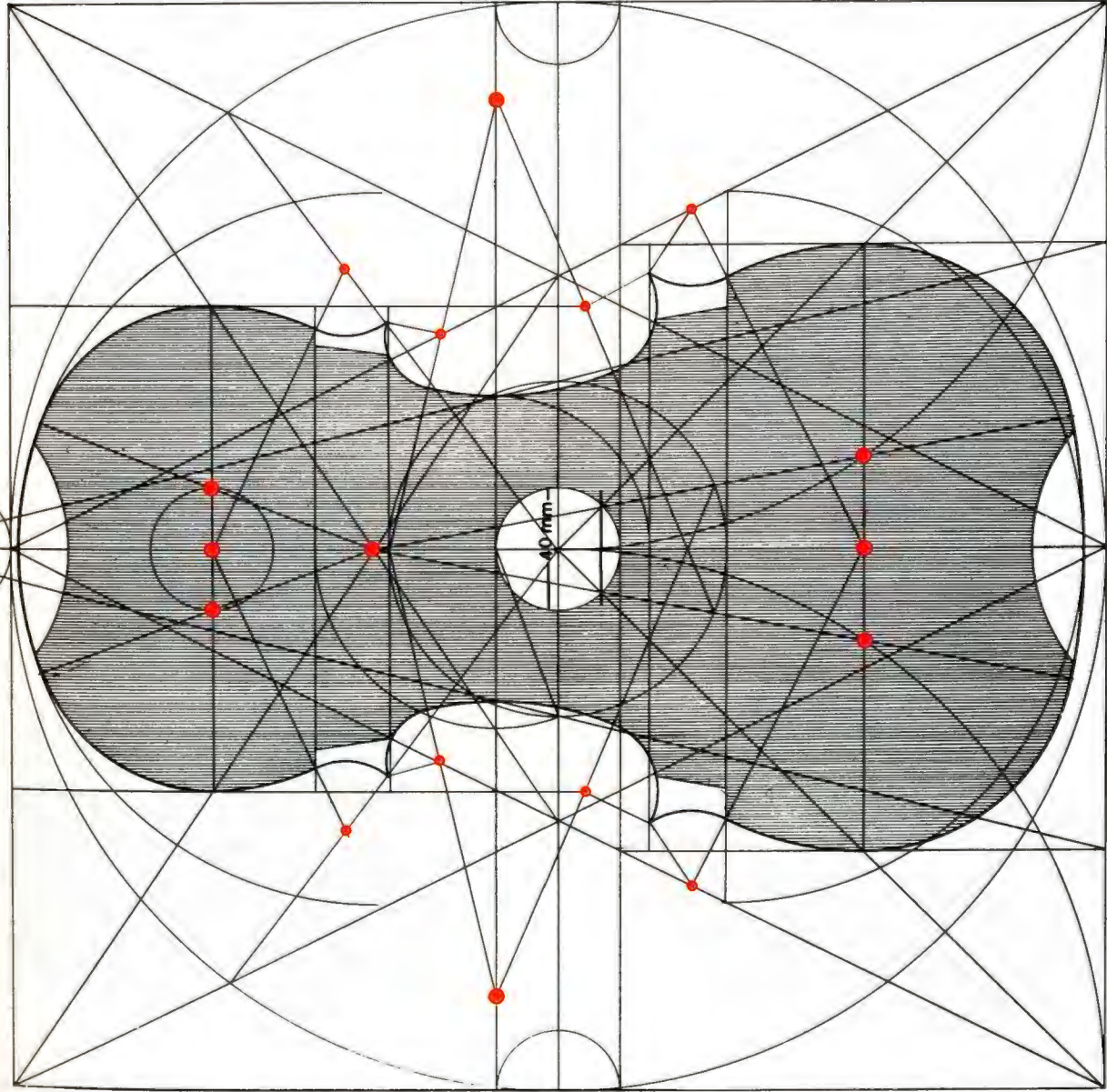
FIGUR4 Ausdehnung und Position der Länge 35 cm



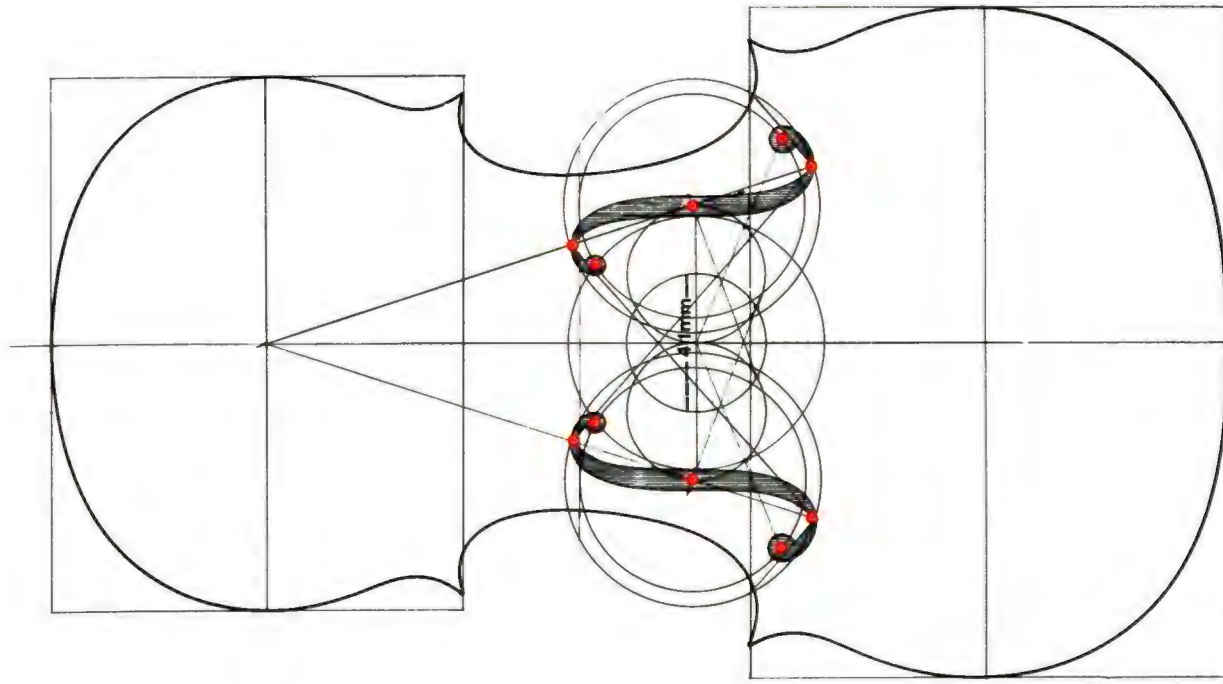
FIGUR3 Position der größten-, bzw. kleinsten Ausdehnungen in der Breite des Innenraumes



FIGUR6 Einsatzpunkte für den Zirkel und Abgrenzung der Kreis



FIGUR 7 sämtliche Einsatzpunkte für den Zirkel



FIGUR 8 Anhaltspunkte für die Position und die Konstruktion der «F»-Löcher

DIE HIER ABGEBILDETE GEIGE WURDE NACH DIESEM SYSTEM GEBAUT



Das ungerechte Christkind

Zwischen den Ortsrieden «Kronberg» und «Winkel» eines der südlichen Bergdörfer unserer Heimat, liegt die Örtlichkeit «Geer». Dieses «Geer» ist ein flacher Bühel, der nach drei Seiten abfällt, dessen Nordseite aber an einen ebenen Föhrenwald grenzt. Während im Kronberg und im Winkel Bauernhöfe mit einzelnen Kleinhäuslerhütten abwechseln, ist das «Geer» nur von Kleinhäuslern besiedelt. Damals, im Advent des Jahres 1937, schrieb ein siebenjähriges Mädchen in einer der dortigen windschiefen Hütten, inzwischen sind zwei zusammengefallen, die anderen aber umgebaut worden, einen Brief an das Christkind: «Liebes Christkind, bitte bring mir eine Puppe.»

Die Eltern des Mädchens und der dreizehn übrigen Geschwister des Mädchens waren aber arme Leute.

In jenen Dreißigerjahren der großen Krise war auch das beschriebene Dorf in arge Not geraten. Einige Allzuunternehmungslustige hatten einen Holzverarbeitungsbetrieb aufgezogen; da sie von der Sache aber nichts verstanden, krachte das Unternehmen auf. Wie es in solchen Fällen geht, kommen oft kleine Leute unter die Räder des Mißgeschicks, obwohl nicht sie die Mausefalle aufgerichtet oder ihr Zuschnappen verschuldet haben. So war es auch den Eltern des Mädchens ergangen und sie litten jetzt bittere Not.

Es war in der Hütte nie Brauch gewesen, daß das Christkind am heiligen Abend kommen sollte, sondern während die Kinder schliefen, im Laufe der Nacht. Am Christtagmorgen wachten die Kinder, von Erwartung getrieben, früher auf als sonst und als es endlich hell wurde im Hause, stürmten sie zum Stubentisch um zu sehen, was das Christkind gebracht hat. Doch an diesem Christtag des Jahres 1937 waren keine Wünsche in Erfüllung gegangen: jedes der Kinder bekam nur ein paar schrumpelige Äpfel.

Dies wäre für die kleine Briefschreiberin noch erträglich gewesen, schließlich war es den anderen Geschwistern auch nicht besser ergangen.

Später zogen alle ihre besten Kleidchen an und gingen zum Hochamt. Nach demselben sprachen die Kinder mit den Schulkameraden und das kleine Mädchen staunte erschrocken als es hörte, daß ihre Mitschülerin, Tochter eines wohlhabenden Bauern, nicht nur eine Puppe, sondern auch einen Puppenwagen und noch allerhand andere Spielsachen dazu bekommen habe. Das Mädchen grübelte darüber nach, wieso das Christkind die einen, die ohnehin besser zu essen hatten und besser angezogen waren, auch noch so reichlich beschenkte, während es arme Kinder leer ausgehen ließe.

Das Mädchen wurde später meine Frau. Wenn sie die Begebenheit erzählt, sagt sie jedesmal: «Wenn man uns wenigstens die Wahrheit gesagt hätte über das Christkind, aber so ist es hart gewesen.»

gerald jatzek

AUSVERKAUF

99,—
9,80
1.299,—
39,—
8,90
299,—
3.900,—
39,—
9,80
1.980,—



Ernte 1980

Collage von Dorothea Rechenmacher
Realgymnasium Schlanders

Ausverkauf

1. Bild – SUPERMARKET

(Werberufe abwechselnd)

A: Sensationelle Angebote

C: Wunderbar!

B: Die aktuelle Mode!

D: Wie schön.

A: Hier die intensive Beratung.

C: Interessant.

B: Globus' superdicker Katalog!

D: Fabelhaft, fabelhaft.

A: Ihr einzigartiger Vorteil!

C: Wie billig!

B: Bei Globus werden große Wünsche schneller wahr!

D: Ich bin ganz glücklich.

A: ... der Meistgekaufte!

C: Das muß ich haben!

B: Die günstigsten Einkaufsbedingungen.

D: Ich bin selig!

A: Immer mehr Frauen vertrauen auf Globus!

C: Toll, phantastisch, himmlisch!

B: Der Gag des Jahrhunderts!

D: Klasse, Klasse, Superklasse!

C und D (Einkäuferinnen) stehen zuletzt ganz superglücklich in der Mitte, werden als Kunden gekrönt (Aida-Triumph-Marsch); ein Mann kommt, leicht angetrunken, mit Flasche, schlägt ihnen die Krone weg.

Mann: Was habt Ihr nun gekauft? Jetzt denkt Ihr, Ihr seid reich? Unsinn! Für Geld gibt's alles!

C und D: Meine Krone! (Wollen sie aufheben, der Mann tritt darauf).

Mann: Die Krone der Knechte, mit der sie Euch kaufen! Ihr wißt gar nicht, was Euch da angeboten wird.

C: Oh, das wissen wir genau, wir lesen doch Zeitung!

D: Da wird es empfohlen, das Neueste und Beste!

Mann: Nun hört doch endlich zu! Ihr habt keine Ahnung! Ich will Euch etwas zeigen.

Licht aus.

2. Bild – BOSS-BÜRO

Boss: Du hast keine Ahnung, Mensch! Ich will Dir was zeigen. Der Globus-Konzern hat keine Grenzen: Was willst Du?

Mann: Ich habe Hunger!

Boss: Dann nimm meine Spritzmittel! Sie schützen Deine Ernte und Du wirst keinen Hunger mehr haben. Mit DDT kannst Du Deine Produktion steigern!

Tod: So recht! Iß nur DDT! In der Milch Deiner Mutter ist es ja auch.

Mann: Ich suche Sauberkeit und Hygiene!

Boss: Das kannst Du haben! Mit meinem Waschmittel wird deine Wäsche superweiß.

Tod: Gut, gut! Durch dieses Wunder der Chemie sind auch die Fische weiß geworden.

Mann: Ich will keine Schmerzen haben, will nicht leiden!

Boss: So nimm! Mit diesen Tabletten wird es Dir besser gehen! Tabletten für Männer, für Sportler, Tabletten für Mütter...

Tod: Ja, für Mütter! Viele sind schon so glückliche Mütter geworden. Contergan!

Mann: Ich suche Freude, Beruhigung, Anerkennung!

Boss: Dann rauch! Nikotin gehört zum Standard des Mannes von Welt!

Tod: Heute stirbt jeder fünfte Mensch an Lungenkrebs.

Mann: Aber ich suche auch Prestige!

Boss: So fahr Auto! Schneller, bequemer, vornehmer! Kauf ein teureres. Zum Ansehen des Mannes gehören PS!

Tod: Ja, nimm keine Rücksicht, kauf nur mehr Autos: Durch Vergiftung der Luft und Autounfälle mehr Tote als im Krieg!

Mann: Ich habe Angst, ich will meine Sorgen vergessen!

Boss: Globus macht's möglich! Rauschgifte und Alkohol führen Dich in eine Traumwelt.

Tod: Ja, schlaf nur, und versuche Deine Angst zu betäuben. Nach dem Traum gibt es ein bitteres Erwachen.

Mann: Nein, nie mehr erwachen! (Er erschießt sich, auf dem hinter dem Boss stehenden Diagramm fallen die Aktien, der Boss erschrickt).

Licht aus.

3. Bild – KLINIK

Krankenschwester: Puls 30 - Blutdruck 110/70

Arzt: Das Diagramm!

Schwester: Hier.

Arzt: Kanüle wechseln.

Schwester: Gleich.

(Boss steht aufgeregt dabei und hofft, daß der Mann am Leben bleibt. Tod umkreist das Bett wie ein Raubvogel.)

Boss: Wie steht es, wird er durchkommen? Er darf doch nicht sterben!

Arzt: Sauerstoff weg!

Schwester: Puls 31.

Boss: Er kaufte so gut, er war so gehorsam.

Schwester: Puls 32.

Arzt: Er kommt wieder! Puls ist gut. (Tod verschwindet)

Boss: Sind Sie sicher?

Arzt: Beruhigen Sie sich nur, Sie werden ihn wieder haben.

Boss: (zieht eine Schachtel aus der Tasche).

Möglichst schnell! Geben Sie ihm dies: Globus-Stärkungsmittel mit Procain-Säure bringt wieder zu Kräften auf natürliche Weise. Klinisch getestet!

Licht aus.

FREMDEnVERKEHR UND LANDSCHAFT

Wer zu diesem Thema spricht, sollte nicht auf einen vorsichtigen Humor verzichten, denn traurig wärs, wenn der Sprechende über die ungelösten und wachsenden Fremdenverkehrsprobleme darauf vergessen würde, daß ab und zu doch noch die Sonne scheint und zwischen zwei Straßenserpentinen irgendwo noch ein schönes Wegstück erhalten geblieben ist.

Da fahren Meraner Feriengäste im Autobus das Etschtal hinunter. Auf der Höhe von Vilpian stößt ein Mitreisender seinem Nachbar in die Seite, zeigt auf die vielen Garnis mit dem Grundwort -heim, -blick oder -haus, an denen sie vorbeifahren, und sagt: «In Südtirol muß es aber eine große Inzucht geben – die Leute heißen alle Zimmerfrei!»

Nun, immer sind die Zimmer nicht frei, in manchen Gegenden sehr selten. Der Name Südtirol in Verbindung mit dem Lirakurs ist zugkräftig geblieben und heute noch kann er im Ausland einen Beifallsturm, eine Spendenaktion oder zumindest ein selig-verklärtes Lächeln hervorrufen. Das Land war von jeher reich an Naturlandschaften und exquisiten landwirtschaftlichen Produkten, so daß auch die Attribute nicht fehlten. Karl Felix Wolff nennt es in dem jährlich gleich verwendeten Aufmacher der «Bozen-Grieser-Oster-Zeitung» vor dem Ersten Weltkrieg das «selbige Etschland» und weiter spinnen sich die meistens durchaus ehrlich empfundenen Kosennamen und Liebeserklärungen vom Paradies über das Traumland, die Heimat des Herzens, das Herzstück Tirols, die Braut und das Tor des Südens bis zum folgeschweren Garten Gottes:

Wo Gott selbst seine Mußestunden verbringt, da wollen fast alle hin. Der Verzehrswelle nach dem Zweiten Weltkrieg folgte bald die Reise-

welle. Südtirol war eines der begehrtesten Ziele. Der Ansturm hat Spuren hinterlassen. Viele Orte sind nicht wiederzuerkennen. Am Anfang waren alle zufrieden: die Gäste waren höflich und gebildet, die Gastgeber auch. Man war noch Herr im eigenen Haus.

Den Südtirolern war es eine Genugtuung, Industriemenschen und Flachländern die Schönheit ihres Landes zu zeigen, das auch volkskulturell voller Lebendigkeit geblieben war. «Es läge mir daran, einem jeden meine Heimat so lieb zu machen, wie ich sie liebe», so Hans von Hoffenthal in der Einleitung zu seinem Erstlingsroman «Maria Himmelfahrt».

Aber bereits 1967 berichtete Walter Pause im Münchner «Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenflora und -tiere» über ein abschreckendes Beispiel aus Südtirol, wo «im großartigen Grödental unter Langkofel, Sella, Fermida und Fünffingerspitze, ... gegen alle italienischen Schutzgesetze, aber mit allen Mitteln schlauer Ellenbogentaktik binnen neun Jahren 77 (siebenundsiebzig) Lifte und Bahnen, errichtet wurden. Kein Stück weniger! Hier, in einem der schönsten Winkel der Alpen, herrschen heute gefräßige Planiermaschinen!»

1970 stand das 120 m hohe Feriensilo auf dem Piffinger Köpfl in Meran 2000 zur Debatte. Es scheiterte in erster Linie an der schwachen Finanzkubatur der Gesellschaft und die Sonnenstraße über den Tschöggberg am Husarenstück eines Naturfreundes, der Prof. Paccinato in Rom mobilisieren konnte. Die Karerpaß-Bungalows waren leider nicht zu verhindern.

Eine Ursache für den Wandel glaubte Architekt Dr. Zeno Abram vor dem Internationalen Kongreß «Siedlungsprobleme im Alpenraum» in Bozen 1975 darin erblicken zu müssen, daß sich die Südtiroliliteratur an einen Tourismus richte, «der kulinarisch an die Schönheit des Landes herangehe und genüßlich am Gaumen zerfließen lasse» ... Die Mehrzahl der schönen Bilder entstünden «unter abenteuerlichen Umständen, denn aus der normalen Perspektive des Fußgängers ist kaum eines mehr zu fotografieren.» Im gleichen Jahr schrieb ein Mainzer Stammgast an den Fremdenverkehrslandesrat Dr. Spögl: «Sie betreiben Marketing und Ihre Ware heißt Südtirol. Sorgen Sie dafür, daß die Ware so bleibt, wie Sie sie anbieten. Gute Prospekte allein machen es nicht, sie müssen auch wahr sein.» (Bezug auf Talschluß Villnöß-St. Magdalena). Seither sind drei Jahre vergangen. Ist es besser geworden?

1976 wurde ein Eckstein derer verworfen, die glaubten, daß sich Erwerb mit Schönheit und Tradition durchaus vertragen – das Haberlegütl in Dorf Tirol – und mit ihm wurden viele Hunderte anderer erhaltenswerter Bauernanwesen wegsaniert. Alte Wege verschwanden, wurden verschüttet, zerschnitten. Tausende Kilometer Forststraßen entstanden, sehr oft in unglaublich leichtfertiger Bauweise, die Überetscher Seen sind weiterhin einer Invasion von Badegästen



San Martino di Castozza

Foto: Flavio Faganello

ausgesetzt, und beim Puflatscheinakter hat wohl jeder gemerkt, daß, wer flüssiges Geld hat, auch auf einem Sonnenhang ganz kalt vorgehen darf.

Die Verantwortlichen selbst sollten dieses Sündenregister – dem unzweifelhaft auch positive Maßnahmen der Steuerung gegenüberzustellen sind – ergänzen, um in einer Bilanz Erfahrungswerte für zukünftige Entscheidungen anzuhäufen.

Überall in den Alpenländern ist seit den Wohlstandsjahren eine vergleichbare Problematik – vielleicht nicht so mit dem Heimatkliischee verquickt wie hierzulande – aufgetaucht. In der vielbeachteten Titelgeschichte des «Spiegels» über die Alpen im Februar vergangenen Jahres ist die Rede von einer Alpinopolis von Oberbayern bis Oberitalien. Alle sagen, daß es so nicht weitergehen kann. Landschaftsfresser-Autor Dr. Jost Krippendorf sieht die Lösung in der Aufwertung der Stadtkultur: «Der ländliche Raum darf nicht länger Fluchtpunkt der frustrierten Stadtbewohner sein, sondern nur Teil einer insgesamt humaneren Umweltplanung.» So gesehen haben die wenigen Stadtinitiativen in Südtirol eine enorme Bedeutung. Sie laufen konform mit ähnlichen Zielsetzungen in den großen europäischen Ballungszentren und sind

ein Ansatz, der auszubauen und öffentlich zu fördern ist (Beispiel Verein für Kinderspielplätze und Erholungsinitiativen - VKE).

Dr. Krippendorf hat auch ein anderes Rezept. Bei der ITB (= Internationale Tourismus-Börse) 1977 in Berlin machte er den klugen Vorschlag, der Gast müsse «seine» Erholungslandschaft zu erhalten wissen, der «kleine Tourist» habe – um mit Walter Pause zu sprechen – «die Schlacht gegen die rücksichtslosen Beutezüge gewinnsüchtiger Geschäftemacher zu schlagen».

Diesem Konzept zufolge ist es durchaus legitim (besonders bei Großprojekten) sich an das Ausland – die ausländischen Gäste – um Hilfe zu wenden, wenn auch die politischen Instanzen für eine solche Unterstützung nicht immer Verständnis aufbringen (siehe Dr. Magnago bei der Eröffnung des Naturparks Puez-Geisler).

Die Gäste haben letztlich durch ihr Kommen oder Nichtkommen das Wort.

Daß das Mißtrauen dem Fremdenverkehr gegenüber schon früher da war, beweist Kunibert Zimmerer, der 1920 in der Festschrift des Katholisch-pädagogischen Vereines Meran warnte: «Wir dürfen auch vom praktischen Standpunkte aus nie vergessen, daß die Schönheit des Landes für unser Fremdenland volkswirt-

schaftliches Kapital ist, das unter keinen Umständen vergeudet werden darf.» Die Grundstücksspekulation ist eben auch nicht eine Erfindung unserer Tage. So pries beispielsweise bereits 1913 ein Oberbozner Grund- und Bauverein, Gesellschaft m.b.H., Baugründe in prachtvollen Lagen in Oberbozen und Klobenstein an, die preiswert abgegeben würden. Und Karl Felix Wolff selbst schreibt dem aufkeimenden Maklertum aus der Seele: «Es wird bei den Begüterten, insbesondere Münchens, bald zum guten Ton gehören, sich in Bozen-Gries... ein kleines Heim bereitzustellen.»

In den letzten dreißig Jahren nahmen die Heimatpflege- und Alpenvereinigungen für sich in Anspruch, die Wächter nicht nur der Traditionen, sondern auch eines heilen Landschaftsbildes zu sein. Ihre Vertreter konnten der Bau- und Erschließungslawine allerdings immer weniger eine informierte und entschlossene Basis entgegensetzen. So wurden sie selbst in der Landschaftsschutzkommission in die Außenseiterrolle gedrängt. 1973 versetzte ihnen die Südtiroler Landesregierung den Gnadestoß. Mit Gesetzesänderung N. 188 vom 19. August 1973 teilte diese die bisherige Kontrollinstanz in Landschaftsschutzangelegenheiten in zwei Kommissionen, in der die Schutzverbände entweder überhaupt nicht oder nur mehr zur Hälfte vertreten bzw. stimmberechtigt sind. Es handelt sich um die 1. Landschaftsschutzkommission, ein konsultatives Organ für großräumigen Landschaftsschutz ohne genau umrissenes Aufgabenfeld, und die 2. Landschaftsschutzkommission, die den Straßen- und Bergbau, die wasserbaulichen Arbeiten usw. begutachtet. Die Gewerkschaftsvertreter wurden generell eingeladen, während in die erste Kommission zwei stimmberechtigte Vertreter der Bauern aufgenommen wurden. An ihrer Stelle müssen sich zwei Schutzverbände mit der bloßen Anwesenheit begnügen. In der 2. Landschaftsschutzkommission dominieren die politisch eher manövrierbaren Techniker, Naturschützer sind dort keine anwesend, diese tauchen erst wieder in der Rekurskommission auf. Während der «Alto Adige» vor dem Inkrafttreten dieser «leggina» von einem «Colpo di mano sul paesaggio» sprach, veranstaltete der Alpenverein Südtirol kurz vor den Landtagswahlen 1973 auf den Seiten der «Dolomiten» ein großes Spiegelfechten. Allein, es änderte sich nichts. «Grund für die Zerstörung», sagte damals ein bekannter AVS-Exponent bedauernd, «ist die Sammelpartei, die sich von fünf Bauern übers Knie legen läßt». Kein Wunder, daß sich da und dort Bürgerinitiativen rührten und rühren, die manchmal eine erstaunlich einmütige Presse hinter sich haben, in vereinzelten Fällen aber auch nur solange, bis die großen Kapitäne in der Redaktionsstube vorsprechen und mit dem Zaunpfahl wackeln.

Eindeutig positiv ist die Absicht der Landesregierung, in Südtirol acht Naturparks einzurichten, von denen jedoch erst drei (in fünf

Jahren) verwirklicht wurden. Vielleicht wäre das Zeitlassen wirklich zu befürworten, wenn nicht die Erschließung in der Zwischenzeit den berühmten Fuß in die Tür stellten. Denn gleichzeitig mit den Naturparkprojekten wurden viele neue Wintersportgebiete erschlossen, das traditionelle Sommerurlandsland Südtirol begann die Gratwanderung zum exklusiven Wintersportland. Vor wenigen Jahren stellte das Fremdenverkehrsassessorat auf der Bozner Messe 16 neue Skigebiete in Wort und Schrift und Bild vor. Dabei wurde das Beispiel Speikboden/Klausberg ins Schild geführt, wo durch die Erschließung zwischen Winter 1970/71 und 1973/74 die Übernachtungen von 10.900 auf 45.609 schnellten. Wer will gegen einen 400-Prozent-Zuwachs argumentieren? Es ist klar, daß unter diesen Vorzeichen für die von einem Naturpark betroffenen Bergbewohner die geplanten großräumigen Erhaltungsmaßnahmen suspekt wurden, hier massive Förderung des Wintersports mit angeblichem Riesenerfolg, dort plötzlich drohende Stagnation.

Bereits bei der Errichtung des Naturparks Puez-Geislergruppe gab es harte Fronten. Es ist vielleicht das Verdienst der Aktion zur Erhaltung der Geislergruppe und verschiedener alter Naturschutzvertreter, daß dieser, laut Landeshauptmann Dr. Magnago schönste der Südtiroler Naturparks nicht von Liftprojekten unterhöhlt wurde.

Die Bürde der Entscheidung wird immer mehr auf die Bevölkerung abgewälzt, die es mit den weitgehenden Zuständigkeitsbereichen unserer Verwaltung nicht immer leicht hat. «Betrachten wir» – so ein Dokument der 'Italia Nostra' über den Stilfserjochpark «das Landschaftsschutzgesetz: Wer bereitet es vor? Der Landesauschuß. Wer sorgt für seine Durchführung nach der Genehmigung durch den Landesrat? Der Landesauschuß mit Hilfe seiner Beamten. Wer kontrolliert die Durchführung? Der Landesauschuß. An wen sind etwaige Einsprüche, Proteste, Anfechtungen zu richten? An den Landesauschuß. Die Kommissionen, die dem Landesauschuß in Landschaftsschutzsachen zur Seite stehen, haben nur beratende Stimme und werden vom Landesauschuß selbst ernannt».

Längst geht es nicht mehr um das Aufhalten einer Entwicklung, die uns bedroht, sondern um das Gegensteuern. Auch im Fremdenverkehr braucht es Alternativen zu plattem Konsum, ein Maßhalten und mehr Bestandsaufnahmen. Die Alternativen fallen nicht vom Himmel, sondern müßten im Sinne weitsichtiger Planung erarbeitet werden: im Büro und mit der Bevölkerung. Studienbörsen für diese Thematik wären am Platze, Überschüsse auch privater Vereinigungen sollten auf diese Mühlen gelenkt werden.

Auf keinen Fall können wir unbeschadet auf der Garten-Gottes-Welle weiterschwimmen. Wir wüßten, daß dieses Ziel hinter uns liegt und uns verfolgt.

Farbseiten
SÜDTIROLER
SUPPEN
SPEZIALITÄT
REKLAME
EINTOPF
MINESTRONE
ALLA
TIROLESE

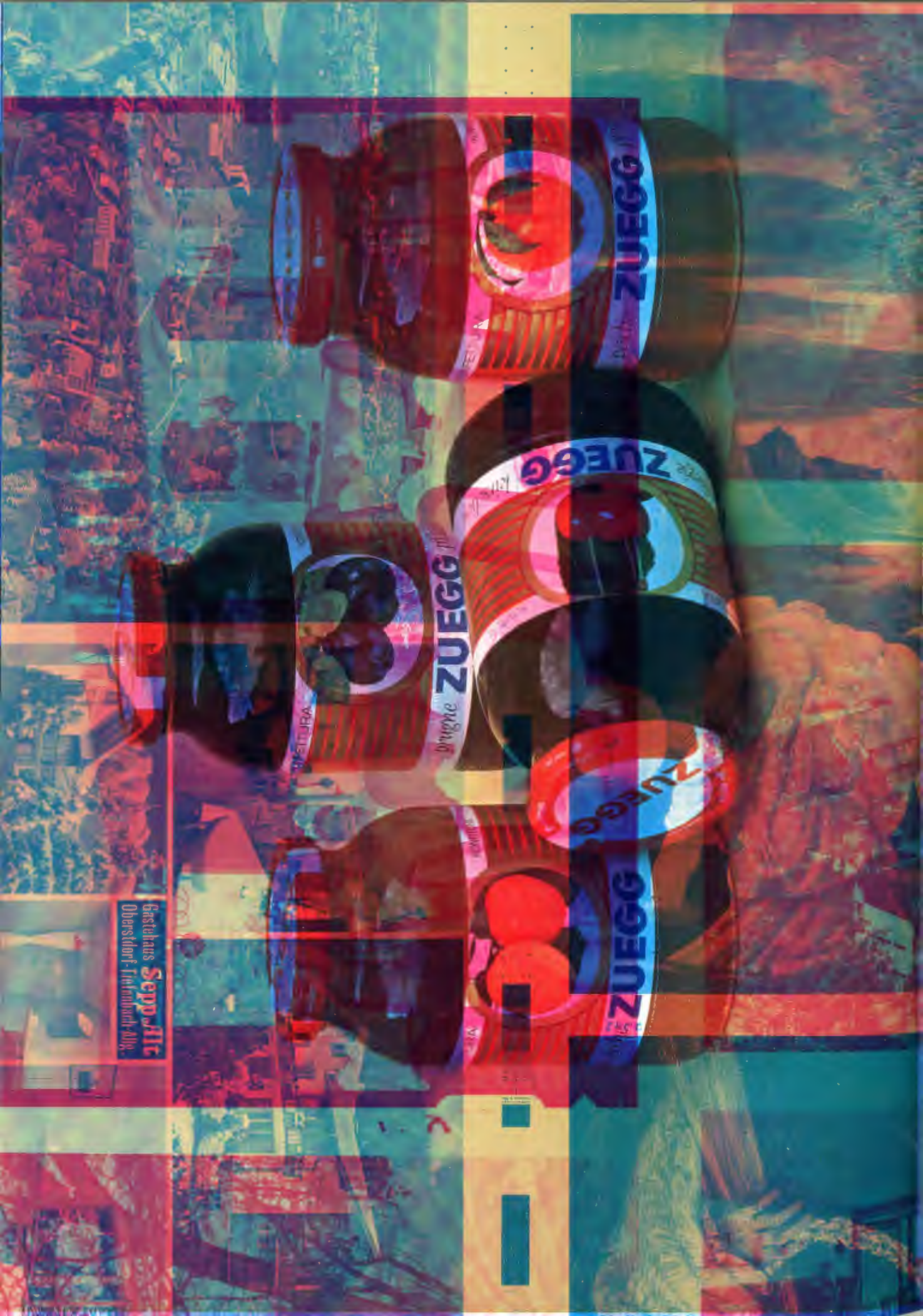




Hokkaido Travel







Gastehaus **Sepp Altc**
Obersdorf - Fienbach-Alb.

Touristisches

Groß ist die Tradition des Tourismus in Südtirol, groß seine Gastfreundschaft. Schon Winckelmann, Goethe, Heine fanden in ihren Tagebüchern über Land und Leute am Eisack, Etsch und Rienz nur Artiges anzumerken. In Meran, Gries, Suld und Niederdorf hielten die Kutschen, denen gebildete, reiche «Fremde» entstiegen. Der Hotelier und der in Generationen geschulte tüchtige Gastwirt waren vom Fach. Der Tourist der Jahrhundertwende hatte eine gute Erziehung, weshalb er sich nicht in örtliche Familienangelegenheiten mischte oder die Einheimischen sonstwie belästigte.

Diese noble Distanz, die ein gegenseitiges Respektieren ermöglichte, ist schon lange Vergangenheit, denn anfang der Sechzigerjahre setzte in Südtirol das ein, was unter dem Begriff Massentourismus ganze Landschaften und die Mentalität breiter Bevölkerungskreise radikal verändern sollte.

Das sentimentale Schulterschlagen einerseits und die dem deutschen Bildungsbürger bestenfalls unbewußte Präpotenz andererseits, bewirkten ursprünglich keine Gegenreaktionen, weil man ein solches Benehmen – speziell auf dem Lande – für vornehm (weil ungewohnt) hielt. Der Äpler sah im fließend gesprochenen Hochdeutsch nicht nur sprachliche, sondern auch geistige Überlegenheit. Der Deutschen Mangel an Individualität schien einerseits für touristische Massenabfertigung geradezu prädestiniert; andererseits glaubten deutschtümende Bodenständige, das ganze Volk bestehe aus wohlmeinenden Übermenschen, eine Meinung, zu der freilich auch der Mann aus Braunau beigetragen hatte. Dieses ehrfürchtige Mißverständnis dauerte aber nicht allzu lange.

Die Dörfler merkten bald, daß Touristen auch Geld verbrauchen und

es entstand fast über Nacht eine neue, offiziell geförderte Industrie, d. h.: man begann die organisierten Urlauber ernst zu nehmen. Da die frischgebackenen Vermieter zu routinemäßiger Freundlichkeit gewissermaßen gezwungen wurden und da sie auf eindringliche Fragen nach dem Familienleben, nach Landschaft und Kultur eingehen mußten, wurde die sprichwörtliche Gastfreundschaft zur geschäftlichen Maske, das heimatkundliche Wissen zu einem Farbprospekt. Mit anderen Worten: der unvorbereitete Dorfmensch, der noch gestern seine Kühe gemolken hatte, erlag dem kontinuierlichen Druck der volksverbrüdernden Einnahmequelle, ohne zu merken, daß er die Landschaft, die Kultur und schließlich sich selbst zu prostituieren begann.

Die Tiroler, die überheblichen Gästen mehr oder weniger sarkastisch Paroli boten, werden immer seltener. Das Selbstverständnis vieler südtiroler Zimmervermieter hat Brauchtumsabendniveau.

Da, wo der Fremdenverkehr die Dörfer beherrscht, ist neben auffälligem Wohlstand eine allgemeine geistig-kulturelle Verarmung festzustellen. Die totale Dienstleistung am Gast bewirkt einen Identitätsverlust, der so offensichtlich ist, daß man ihn übersieht. Dörflicher Gemeinschaftssinn kann sich auch wegen des sozialen Gefälles nicht mehr entfalten. Das Einzelinteresse überwiegt das Allgemeininteresse. Darüber kann auch das Vereinswesen nicht hinwegtäuschen, das oft nicht mehr als ein Alibi ist für das, was es einmal wirklich war und bedeutete. Der Begriff Wohlstandsaggression ist auch hierzulande schon gefallen.

Noch sind die Folgen dieser total touristisierten, wirtschaftlich-orientierten Zeit nicht abzusehen. Das Dorf und die homogen gewachsene

Dorfgemeinschaft sind schon heute Vergangenheit. Das Dorf ist großenteils Spekulationsobjekt für einheimische Wucherer. Der unreflektiert übernommene Konsumwohlstand, der niemals Fragen stellt, hat sich zweifellos im Dorf am verheerendsten ausgewirkt. Da sich die Leute daran gewöhnt haben, über ihre Verhältnisse zu leben und die Sachen des Nachbarn mehr lieben als die eigenen, erwächst eine soziale Spannung, die sich als Bumerang eben jenes Wohlstands erweisen könnte. Die Folgen sind: Unzufriedenheit, das Unvermögen, sich zu bescheiden, die Unfähigkeit zu gesellschaftlicher Mitverantwortung. Dieser Egoismus ist das getreue Spiegelbild der inneren Unsicherheit und der kulturellen Verarmung dessen, der gelebt wird.

Die junge Generation, die aus den Hotelfachschulen kommt, beginnt den Tourismus total in den Griff zu bekommen. Illusionslos und scheinbar realistisch opfern sie den letzten Rest völkischer Eigenart. Sie, die die Tradition nur mehr gewinnbringend begreifen können, werden höchstens Trachtenkellner in den Saal stellen. Bettenburgen, verkarstete Landschaftsstriche, überfüllte Straßen und ein überzüchteter Lebensstandard verunstalten das heile Südtirol-Bild, an dem sich die Italienreisenden einst mit Recht ergötzen.

Die jungen Hoteliers haben das alte Dorf vollends entpersönlicht und der Mammon, vor dem unsere ehemaligen Pfarrer treuherzig warnen, ist – man weiß es – ein schlechter Herr. Kultur vollzieht sich bei Schützenaufmärschen. Das alte Selbstbewußtsein hängt als urtümliche Dekoration gerahmt im Foyer und begrüßt – stumm als schnurrbartbewehrter Ahn – die neuen Ankömmlinge.

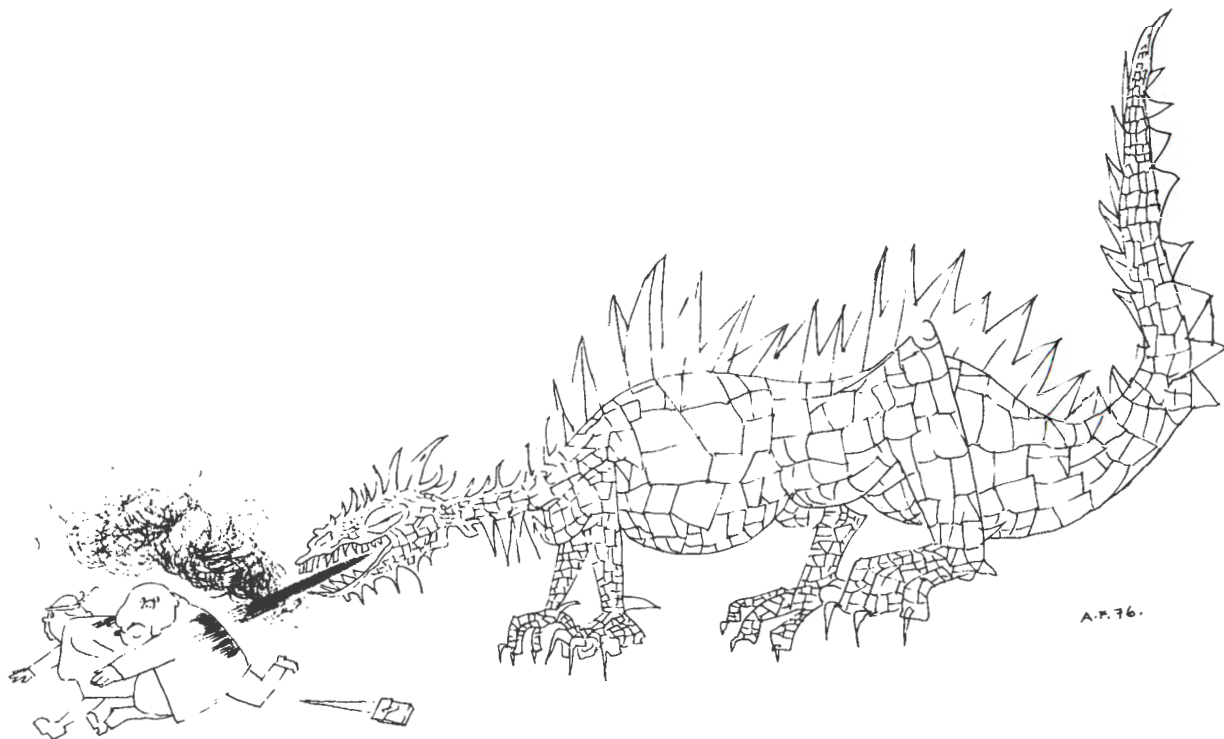
Roland Kristanell

MASCHKERA-GEHEN

am 29. 1. 1978, WM-Abfahrtslauf

Eigentlich hab ich einen Vorsatz. Der lautet mehr oder weniger so: Die Fasnacht ist das letzte Gebiet, das uns noch geblieben ist und in welches die Fremden nicht so schnell hineinschauen können. Folglich werde ich ihnen nicht durch die Preisgabe gewisser Geheimnisse, Verhaltensweisen, Regeln, Empfindungen, die letzte verschlossene Tür zum totalen Sieg aufmachen. Gerade Letzteres, nämlich die Empfindungen will ich, muß ich für mich, für uns behalten. Wenn ich trotzdem zum gestrigen Abend Stellung nehme, dann deshalb, weil ich finde, daß er doch irgendwie anders verlief als sonst, weil eben die Umstände andere waren. Zur Zeit findet die Skiweltmeisterschaft hier statt. Eigentlich wäre das ein Grund gewesen, nicht Maschkera zu gehen, weil ja schon genügend «Attraktionen» geboten wurden und werden, nicht zuletzt auf dem Sektor «Maschkara». Andererseits beißt es halt unweigerlich, und dann sehen wir, die Maschkera, halt auch gar nicht ein, wieso wir das Feld den Fremden total überlassen sollen. Also gingen mein Garmischer Kamerad und ich, mehr oder weniger halben Herzens, in die Partenkirchner alten Ortsteile, um dem ungewissen Abenteuer ins Auge zu schauen. Wie gesagt, wir waren nicht ganz sicher, wie das ausgehen würde, weil zu viele unbestimmte Faktoren mit hineinspielten. Es gibt zu viele Situationen, die Welten aufeinander prallen lassen, so z. B. wenn einer an die Larve (Maske) langt, dann ist das so ziemlich das Schlimmste, das einem und in der Folge ihm passieren kann. Aber kann man einem National-Chinesen, der das wahrscheinlich sowieso nicht täte, weil seine uralte asiatische Kultur bei ihm noch ein Gefühl, ein Gespür für das Mystische bewahrt haben dürfte, kann man einem solchen eine «schmieren», weil er ein ungeschriebenes Gesetz verletzt? Sind wir hier nicht mitten in der Problematik, die sich aus dem Zusammentreffen von verschiedenen Welten ergibt? Hier Massentourismus, da ein Rest an urtümlicher, archaischer Welt, und Du daheim zwar voll und ganz aufgeklärt, aber unter der Larve selbst ein in diese Welt zurückverwandelter, also zwischen den Welten. Es waren dann keine Probleme dieser Art, die uns erwarteten, denn wir trafen unsere Chinesen, oder das, was ich so nenne, die Asiatengesichter. Man kann sie sehr oft bei Leuten der sogenannten Prominenz finden, eben jenen, die mit allen und allem so oft Kompromisse machen müssen, um ihre Positionen zu erreichen und später zu behalten. Das schlägt sich dann in den Gesichtern nieder. – Wir kamen aus einer kleinen verschneiten Gasse hinter der alten Kirche, und weil auf unserem Weg als erstes – ja was, Wirtschaftle, Lokal, Nobelhotel? – nun, weil sich halt als erstes ein solches Super-Nobel-Hotel anbot, gingen wir da hinein, purer Zufall. Dort trafen wir prompt, ganz versteckt in der Halle – man konnte den Schreck der Empfangsdamen sehen, als wir kamen, aber erst recht als wir

die fanden – also, wir trafen da einige Prominente vom Fernsehen, einen Chef-Reporter und einen Chef-Redakteur. Maschkera haben halt eine Nase für sowas. Und wann bringen sie diese Nase schon einmal so nah an den Mann! Zunächst wurden wir recht freundlich und nett begrüßt, schließlich gehört man ja einer gewissen Partei an, man zeigt es in Kommentaren unverhüllt und stolz, warum auch nicht? Jeder hat sein Recht auf politische Gesinnung. Und diese Partei ist ja für das Bodenständige und Althergebrachte, man sieht ja, zeigt es! Und weil das eben so ist, und wir Kleinen keine Möglichkeit haben, die Absperrungen und Schützengräben zu diesen Herren zu durchbrechen, gibt es eben unter anderem die Fasnacht. Nicht zuletzt deshalb haben die Mächtigen ja immer wieder versucht, sie auszurotten. Sagen wir gleich, sowas wie «die da» ist für einen guten Maschkara ein gefundenes Fressen. Wann kommt unsereins schon mal an die heran? Also zunächst fanden es wie gesagt alle recht lustig, «heile, rustikal-urchige Welt». Bis wir dann halt einmal anfangen: «Hascht ghört Du»... Das ist sozusagen die Einleitung, die dem Betreffenden oder vielmehr betroffenen Opfer, das eben dazu ausersehen ist als Zielscheibe herzuhalten, ankündigt, daß er nun drankommt. Eigentlich ist es eine gewisse Ehre, weil man ja, ähnlich wie mit Karikaturen lieber verzerrt oder eben überzeichnet genannt werden will als gar nicht. Die örtliche Prominenz ist auf jeden Fall eher lieber Zielscheibe – vorausgesetzt es geschieht in alter Form, d. h. nett, witzig, geistreich und treffsicher – als nicht. Nun, diese zwei Herren merkten schon bald woher der Wind wehte, daß diese Maschkera sehr wohl wußten, was und wie sie es sagten. Die Hände, die die Karten hielten, fingen zu zittern an, die Gesichtszüge wurden gespannt und ebenfalls leicht flatterig und das Spiel (Schafkopf) wurde nur noch pro forma aufrecht erhalten, weil man so glaubte, durch gespieltes Desinteresse der Sache am schnellsten entrinnen zu können. Mein Freund meinte nachher, wenn er Kartenspielen würde und Maschkera kämen, dann würde er halt so lang unterbrechen, bis diese «ihr Zeug angebracht hätten» und dann halt wieder weiterspielen. Und er sei, verdammt noch mal, ein eifriger oder fast schon fanatischer Schafkopfer, aber der Maschkera habe halt sein Recht und aus. Nein, nicht so die Herren aus unserer Unterhauptstadt. Dennoch muß ich ihnen zugute halten, daß sie sich wacker zur Wehr setzten, angesichts einer für sie außergewöhnlichen Situation. Denn an diesem Ort, in dieser Umgebung mit «sowas» konfrontiert zu werden, damit hatten sie nie und nimmer gerechnet. Nicht zuletzt deshalb logierte man ja hier. Inzwischen hatte längst jemand an meinen Gewändern und denen meines Kameraden mehr oder weniger energisch von hinten zu ziehen begonnen. Es waren die beiden Empfangssekretärinnen, die verzweifelt versuchten, uns von der «Prominenz», deren Bedrängnis ihnen sicher nicht entgangen war, mit allen möglichen Mitteln wegzulocken. Nun wurde ich wirklich giftig und begann sie ernstlich



zu warnen, das nicht mehr zu tun, weil wir hier nichts weiter täten, als den Mächtigen und Allgewaltigen im Lande einmal den Marsch zu blasen, und das sei verdammt noch einmal unser gutes Recht in der Fasnacht. Das ganze Jahr saßen wir vor den Flimmerkisten und hätten uns deren Weisheiten anzuhören und dürften dafür noch bezahlen, jetzt sei einmal unser Augenblick da, und wenn es nur ein paar Minuten seien. Ich verstand da wirklich keinen Spaß. Ich packte nun aus, wohl ahnend, daß man nun bald einige Hausmeister, Köche und den Wirt als Verstärkung holen würde, um uns zu entfernen. Und da ist mir zum ersten Mal bewußt geworden, warum unsere Leut so oft zuschlagen. Ja, so geht das, da muckt so ein Kleiner einmal im Jahr für ein paar Minuten auf, schleudert der Macht seinen Zorn, seine Ohnmacht entgegen und dann weiß sich diese nicht mehr zu helfen und gebraucht Gewalt. Wehrt er sich dann, so ist er der Übeltäter, weil die Prominenz ja immer ohne Tadel dasteht. Man kennt sie ja, die Büffel – zwei wagen es, einmal für Tausende zu reden, wachsen über sich hinaus, weil sie stimuliert durch die Larve, nicht durch Alkohol – wir hatten noch keinen Tropfen getrunken zu diesem Zeitpunkt –, die Nacht und die «Großen», ihren ganzen Mut zusammennehmen, um es «denen da» einmal zu geben, und dann finden sie sich in der Rolle

der Wilden ohne Manieren, der Bösewichte, der Primitiven. Da ist es schnell vorbei mit der rustikalen Welt, der Nostalgie, den Enzian- und Edelweiß-Romantikern. Bei der Eröffnung der WM, ja da, da kann man die Wilden schon brauchen, zum Garnieren. Das ist ihr Platz und dann gerade noch auf der Heimatbühne und im Bauerntheater, um sich selbst zum Deppen zu machen. Um der Welt und sich selbst zu zeigen, wie heil die Welt hier noch ist. Aber wehe, diese Typen verlassen den ihnen zugewiesenen Freiraum, gehen über die erwünschte Nebentätigkeit, die da heißt Attraktion bieten, hinaus! Dann werden wir denen schon Zunder geben. Maschera-Gehen, so wie die Herren das wollen, ja gewiß, aber daß sich die ja nicht erdreisten, so zu gehen wie es ihrem Brauch entspricht, das einzige Ventil zu benutzen, das sie noch haben. Wenn sie wenigstens in den ihnen zugewiesenen und den ihnen zustehenden Reservaten, sprich Wirtschaften, bleiben und die Sache unter sich ausmachen täten; ja dann wär ja alles gut und in Ordnung. Aber hergehen und in ein Nobel-Restaurant, pardon, Hotel einbrechen, wo ein Serge Lang gerade diniert und sonst noch einige Herren, nicht wenige Makler und Spekulanten darunter, das ist dann schon der Gipfel! Aber ich gebe nicht auf, messerscharf hau ich es ihnen hin, daß sie uns ja nur noch bräuchten,



SARNÍ BESITZER

AF 78.

um ihre Schau, sprich Geldmacherei aufzuwerten. Wie denn das sei, wenn einer einen Wald habe aufwachsen lassen wollen und jetzt sei da eine Schneise mit 50 Meter Breite und 150 Länge, und für jedes Bäumlein habe man ganze 12 Pfennige Entschädigung gezahlt und für die weitere Benutzung gäbe es pro Quadratmeter auch nur pro Jahr einige Pfennige? Was wohl der Holzertrag in fünfzig Jahren gewesen wäre? Sie könnten doch so gut rechnen, oder nicht? Die Welt der Moneten sei doch ihre schlechthin? So etwas würden wir gern einmal im Fernsehen hören, von den Herren Kommentatoren, daß eben nicht alle, wie es immer so schön heißt, von der WM profitieren. Wenn auch der Mehrzahl der Leute geholfen ist, wer würde das bestreiten, aber dem Kleinen täte es oft schon einmal gut, wenn er nur sähe, daß die anderen auch seine Lage sehen täten. Wir kommen nicht mehr sehr weit, weil das unausweichliche Ende naht; der Wirt kommt und zieht uns mehr oder weniger sanft weg, alle atmen erleichtert auf. Ich verstricke mich dann noch in einen völlig sinnlosen Disput und ein Geplänkel mit ihm – wieder ein Asiatengesicht. Er hat aus seiner Sicht das ärgste Übel abgewendet und hört mir nur noch gelangweilt zu, läßt mich reden, die Sache soll sich totlaufen. Ich sag ihm nur noch, daß wir ungefähr das Salatblatt auf der Platte seien, quasi die Garnierung, daß wir ein gespritztes und vergiftetes Filetsteak mit unserer «urwüchsigen Frische» aufzuwerten hätten. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob er es versteht, überhaupt will. Es spielt auch keine Rolle mehr. Wir gehen dann noch an den Tischen

entlang und raunzen da und dort jemanden an, den man kennt. Einem stadtbekannten Schickeria-Maler, ständig im Bavarian-Phantasie-Look, almerisch angelegt, legen wir nahe, doch einmal auf ein Jahr in seiner «Uniform» einen Bergbauernhof zu bewirtschaften, und dann singen wir einigen Spekulanten noch den Schlager «Gehn sie mit auf diese Tour, gehn sie mit der Konjunktur» vor, ehe wir, mit komischem Gefühl im Magen, in die Welt der Reservate gehen, selbst irgendwie erleichtert und froh, daß nicht mehr passiert ist. Hinter uns werden sie auch das Kreuz gemacht haben. Aber sie haben Angst vor den Maschkara und das tut noch gut, einmal im Jahr fürchten sie uns noch, für den, der immer Schläge kriegt, eine kleine Linderung der Schmerzen. Wir gehen dann in einige alte Partenkirchner Wirtschaften und dort läuft dann alles nach unseren Regeln. Einheimische, die sich mit Maschkara auskennen; wir «darounzn» sie (Wahrheiten an den Kopf werfen, witzig sein), und sie wehren sich, so gut sie es eben als Unmaskierte können. Der Vorteil ist ja immer bei dem mit verstellter Stimme redenden Maschkara. Dann kommen wir in ein Tanzlokal, in dem die Prominenz des Skisports sitzt, unter ihr auch einer der frisch gebackenen Heroen und Silbermedaillengewinner, ständig umlagert und geplagt. Einen Moment zögere ich, ob auch ich mich dem ekelhaften Reigen der Höflinge anschließen soll, dann tu ich es doch. Ich setze mich zu ihm an den Tisch und sage ihm einen mir haften gebliebenen Kalenderspruch in abgewandelter Form: «Die Freundschaft, die der Ruhm und der Wein gemacht,

Zelchnu.
Anton Fröhlich

hält wie dieser nur eine Nacht!» Einen Augenblick schaut er mich grinsend an, dann hat ihn schon wieder einer von der Schickeria in Beschlag. Ich fahr ihm mit der Hand herzlich rauh über die Haare und verschwinde im Getümmel. Dann hol ich mir vom Prominententisch ein Girl, das offensichtlich das Gefallen eines der älteren, prominenten Herren gefunden hat. Ich glaub, ich hol sie gerade deshalb. Beim Tanzen fragt sie mich, ob ich von Berchtesgaden sei. Ich bin ganz erstaunt und frage, wieso sie mich für einen Berchtesgadener halte. Da meint sie, daß dieser Abend von den Berchtesgadener organisiert worden sei, diese hätten die ganze Spitze der Skiprominenz heute Abend hierher eingeladen und sie habe geglaubt, daß wir ein Teil der Attraktionen seien, die diese da bieten würden. Da lupft es mir zum ersten Mal an diesem Abend den Magen und ich möchte am liebsten unter der Larve kotzen. Wer sie denn sei, frage ich. Ja, sie sei so eine Art Sekretärin beim allmächtigen Skiverband und sie würden alles arrangieren hier bei der WM. Ich sage ihr, daß ich den Veith und den Ferstl dennoch für ganz nette Burschen hielte, auch wenn sie total verplant seien. Die seien sogar jetzt einmal im Fernsehen in der Tracht erschienen. Da lacht sie schallend auf. Auch das hätten sie arrangiert, so was sei kein Zufall. Immerhin müsse man ja den Leuten, die da brav Beiträge und Eintrittskarten kauften, das Gefühl geben, daß sie das für ihre Leute täten. Und das könne man eben hierzulande immer noch am besten über das Gewand. Ja natürlich, wie konnte ich so blöd sein, die Äußerlichkeit ist es, wie üblich. Zum Glück hab ich eine Larve auf, weil sie sonst mein blödes Gesicht nur noch mehr zum Lachen brächte. Dann summt sie «schöne Maid» mit, geht sichtlich guter Laune durchaus zur Sache, genießt es, offenbar von dem da unter der Larve bewundert zu werden – so glaubt sie. Ich bin froh, daß die Musik bald aufhört, und schon bald verziehen wir uns. In der nächsten Wirtschaft sind wir wieder bei unseren Leuten am Tisch, wenn sie auch merken, daß wir keine Partenkirchner sind, so werden doch die Regeln eingehalten. Nur einer meint, wir sollten «ume, übern Booch», was gleichbedeutend ist wir, Garmischer, für die halten sie uns, sollten über die Partnach, die alte Gemeindegrenze hinüber und drüben Maschkera gehen. Da wird es mir zu bunt und ich frage ihn, wie blöd wir eigentlich noch sein müßten, wo doch heute auf einen von uns (Einheimischen) zehn Fremde kämen. Da könnte man doch endlich mit diesem blöden Gerede aufhören. Da wird er doch ein wenig nachdenklich und zuletzt unterhalten wir uns noch ganz gut. Langsam geht es auf zwölf Uhr zu und wir müssen an das Abhauen denken, damit wir uns nicht abdecken müssen, denn davon halten wir beide nichts. Das geht niemanden etwas an, wer diese Maschkera waren. Es soll welche geben, die warten direkt darauf, damit man nachher sagt, das seien aber gute Maschkera gewesen. Wir gehören nicht zu dieser Sorte. Wir kommen dann noch einmal in eine Wirtschaft, die völlig leer ist. Nur noch ein einzelner Akkordeonspieler versucht verzweifelt, den drei Gä-

sten, die noch da sind, Stimmung unterzujubeln. Wir trinken noch schnell ein Bier, tanzen mit der Buffetdame, die erst ihren Chef fragen muß, der aber schnell ja sagt, weil man eben bei Maschkera nie weiß, und so kurz vor Feierabend will keiner mehr Ärger. Dann laden sie uns noch auf ein Bier ein und um Mitternacht können wir grad noch in einem der alten Gäßlein verschwinden. Wir fahren mit dem Kleinwagen meines Freundes zu dessen Haus, wo wir uns der tief verschwitzten nassen Kleider entledigen, soweit das geht. Dies ist die gefährliche Situation beim Maschkera-Gehen, weil es einen da gern erwischte. Nicht wenige haben hier schon teuer bezahlt, mit dem Leben sogar. Oft einmal ist es so, daß man zuviel trinkt, weil einem überall – man kauft sich frei – Bier und Wein und Schnaps angeboten wird, und kaum einer dann widerstehen kann. Dann liegen sie im Graben oder im Schnee und dann passiert es. Aber in der warmen Stube kann uns nicht viel passieren. Wir trinken noch ein Glas Wasser oder Bier und reden noch ein bissle. Da bekennt mein Freund, daß er eigentlich heimgehen habe wollen nach der Sache mit den Prominenten, er habe da so einen gewissen Geschmack im Mund gehabt, er könne das nicht beschreiben. Ja, so sei das. Ich erkenne wieder einmal wie die Macht bis ins tiefste Knochenmark wirkt. Nein, erwidere ich trotzig, gerade der Umstand, daß wir es nüchtern getan hätten und nicht besoffen und nicht mit dem Mut des Angetrunkenen, das sei es, worauf ich besonders stolz sei. Nicht wir hätten uns schlecht und falsch und böse benommen, sondern wir hätten denen da mal eine Lehre erteilt. Sie hätten ja mehr oder weniger zur Gewalt gegriffen, respektive durch die Handlungsweise der Empfangsweiber sei mir diese Macht erst so richtig zu Bewußtsein gekommen. Uns hätte gewiß keine der Damen geholfen, wenn wir da gesessen hätten, und Maschkera seien gekommen und hätten uns «darounzt». Das sei doch das Bedenkliche an der Sache, daß die Wirkung der Macht oft eine indirekte sei, wie in diesem Fall. Er solle doch nicht vergessen, was er gesagt hätte, nämlich, daß er die Karten hingelegt hätte und sich mit dem Maschkera «auseinandergesetzt hätte». Wenn sein kleines Hirn so schlau sei, das zu erkennen, dann müsse eben ein Großer dies erst recht, und wenn er es nicht täte, dann wisse er wohl warum. Wir einigen uns darauf, daß es eben doch recht und richtig war, an diesem Abend zu gehen. Freilich bleibt mir der Nachgeschmack, daß die Wirkung der Macht auch noch bis in diese Diskussion hineinwirkt. Es soll mir ein Grund und Ansporn mehr sein, gegen sie anzugehen. Nicht zuletzt auch zum Nutzen derer, die nicht nach Macht, sondern Verantwortung streben und diese ist halt oft unfreiwillig mit Machtpolitik verbunden. Offizielle, subventionierte Opernkulturpolitik war das nicht, «was wir da boten», vielleicht ist es gerade deshalb so wichtig, die Fasnacht zu verteidigen, weil nur eine geldunabhängige Kultur wirklich frei ist und damit ihrem Grundauftrag entspricht, schöpferische Kräfte zeitgemäß «frei» zu legen, und damit allen durch kritischen Antrieb zu dienen.

ARUNDA ODER DAS HAAR IN DER SUPPE

*«wem schmeckt die suppe? zwei schritte
vortreten! den rest laß ich aufhängen!»
(aus: 'panzerkreuzer potemkin')*

im folgenden möchte ich versuchen, einige gedanken festzuhalten, die sich mir bei der lektüre der bisher erschienenen nummern von arunda aufgedrängt haben. sie betreffen verschiedenste gegenstände: *tendenz und ansprüche* der zeitschrift ebenso wie ihre *kunsttheorie* und ihren unterschwelligen *mystizismus*. auf anderes wiederum, auf das von arunda entworfene künstler-bild, auf das verständnis von kultur- bzw. kunstproduktion oder auf die literarischen beiträge kann hier nicht eingegangen werden, ohne gefahr laufen zu wollen, den bescheidenen rahmen dieses beitrages zu sprengen.

selbstredend, daß er keine silbe lang den anspruch erhebt, eine erschöpfende analyse zu sein. trotzdem – und man möge mir in anbetracht der umfassenden thematik nicht nachtragen, daß ich, die richtigen ansatzpunkte kaum gefunden, in manchem über das ziel hinausgeschossen habe – verzichtet dieser beitrags keineswegs, als eine (wenn auch hoffnungslose) kritik verstanden zu werden. daß es ihm in seiner dürftigkeit und angesichts der vermessenheit der umstände, unter denen er erscheint, beschieden sein sollte, *eine diskussion über arunda auszulösen*, erachte ich als nicht unmöglich, freilich jedoch als nicht wahrscheinlich.

es bedarf gewiß keines besonderen anlasses, um seinen namen auf die leserbriefseite der «dolomiten» zu kriegen, aber es muß schließlich eine passende gelegenheit abgewartet werden, um ihn in die arunda zu bringen. auslösendes moment, welches mich zur niederschrift dieser zeilen veranlaßt hat, war jedenfalls das leitthema dieser nummer. dieses aus dem vorigen jahrhundert herübergerettete, biedermeiernde motto wirft meines erachtens licht nicht nur auf den *idealistisch-individualistischen trend* von arunda, sondern ist bezeichnend für die ganze, hinter der zeitschrift stehende *verzichts-, verweigerungs- und außenseiterschicht*. wer die geschichte vom suppenkaspar kennt und zumindest den programmatischen artikel «der schelm» in arunda 1 gelesen hat, versteht vielleicht, was ich meine. charakteristisch jedenfalls für den suppenkaspar wie auch für die arunda-gesellschaft scheint mir die irrationalistische *protesthaltung* (und die wahl des mottos erweckt den anschein, als sollte damit dem leser der protest des einzelnen als fingerzeig fingiert werden) zu sein, als auch ihr, im letzteren falle noch abzuwartendes, aber schon vorauszusehendes ende.

herbei, herbei, gekocht ist der brei.

arunda drängt sich mir in meine hand und in mein hirn, aber im gegensatz zum suppen-

kaspar kann und will ich die suppe, die darin gebraut wird, *nicht einfach verwelgern*. freilich liegt sie mir dann um so schwerer im magen. wen wird es verwundern, da ich arunda, wenn auch nicht gerade für gefährlich, so doch für *mit vorsicht zu genießen* halte?

mit einzusehender vorsicht einerseits also, andererseits mit jener lösenden respektlosigkeit, zu der arunda geradezu ermutigt, indem sie von sich behauptet, «keiner ideologie verpflichtet zu sein» und glaubt, eine «kritische standortbestimmung» von einem berggipfel aus machen zu können (als gäbe es hierzulande nicht schon genügend blätter, die dasselbe tun), habe ich sie dann auch gelesen. weshalb ich mich nicht dazu versteigen konnte, den aufstieg arundens aus den kühnen tagträumen einiger intellektueller in den nach wie vor verbretterten kulturhimmel südtirols bewundernd nachzublicken (wenngleich ich doch zugeben muß, daß sich mit diesem publizistischen höhenflug ungewohnte ausblicke auf die hiesige kulturlandschaft auftaten), sei hier angeführt:

erstens, *weil ich für die schärfste ideologie halte, was keiner ideologie verpflichtet zu sein vorgibt,*

zweitens, *weil ich die abhängigkeit des bewußtseins von der bewußtseins-industrie, und damit von denjenigen, die über diese verfügen, zu kennen glaube.*

viele köche verderben den brei, heißt es – uns aber wird die suppe eingebrockt und wir sollen sie auslöffeln.

aus welcher notwendigkeit heraus erscheint arunda eigentlich und *welche funktion erfüllt sie?* die extrem auf die präsenz des fremdenverkehrs aus gerichtete kulturproduktion südtirols, die mittlerweile in öffentlicher kultureller in- und unzucht kulminiert, läßt freiräume offen, die zu füllen sich vitaler geist des liberalen bildungsbürgertums anschickt und der in der herausgabe einer kulturzeitschrift befriedigung zu finden scheint. so weit, so gut. nun ist es aber so, daß die bürgerliche kulturküche den bedürfnissen der kultur-bedürftigen nicht einfach nur das fertiggericht serviert, sondern sie muß dem fertiggericht notgedrungen *auch ein bedürfnis liefern*. die kulturzeitschrift, nicht weniger den gesetzmäßigkeiten der warenwirtschaft unterworfen, wie jedes andere produkt, schafft ein kulturbeflissenes und -sinniges publikum: mit ihrer herausgabe wird nicht nur eine zeitschrift für die leser, sondern es werden, und hier kommt das haar in der suppe zum vorschein, auch leser für die zeitschrift hergestellt. arunda schafft sich ihre opfer: sie *produziert* oder *vermittelt erfahrungsstrukturen*, die es ermöglichen, die *realität ästhetisch zu sehen und nicht wie sie ist*, nämlich konkret. – «obwohl es paradox erscheinen mag», schrieb o. wilde in 'der verfall der lüge' 1889, «ist es darum nicht weniger wahr, daß das leben die kunst weit mehr nachahmt, als die kunst das leben». tatsächlich habe ich mich aus meinem fenster schauend schon dabei ertappt, nicht den vinschgauer sonnenberg, sondern ein «lauernendes ungetüm» (arunda 3) zu sehen.

in diesem licht präsentiert sich der scheinbar fromme wunsch, ideologiefrei sein zu wollen, als nicht harmlos. da kunst, literatur etc. in der bürgerlichen gesellschaft, auch wenn sie es sein wollten, nicht ideologiefrei sein können, ist es auch ein medium, welches diese zum inhalt hat, nicht. arunda transportiert und artikuliert bewußtsein, das unter den vorherrschenden, kapitalistischen bedingungen entstanden ist und entspricht so, selbst bestandteil der bewußtseins-industrie, den sie bedingenden interessen. spätestens, nachdem man ihre funktion als *instrument zur verschleierung und beschönigung der bestehenden herrschaftsverhältnisse* erkannt hat, entpuppt sich auch ihr anspruch als ein rein ideologischer.

einen neuen teller für die alte suppe:

aktualitätsanspruch und stabilisierungsfunktion. nirgends kommt dies deutlicher zum ausdruck, als im arunda'schen formalismus, der als ästhetische theorie einer kunst entspricht, die es nur mit sich zu tun hat, und die illusion und souveränität als ihre grundlagen anerkennt. demgegenüber geht die zeitgenössische kunstbetrachtung in etwa von folgender theorie aus:

seit dem verlust der «aura» im «zeitalter seiner technischen reproduzierbarkeit» (w. benjamin) und mit dem abbau einer «immanent ästhetischen struktur» (d. h. junker) verliert das kunstwerk seinen anspruch, ein größeres maß an überblickbarer geordnetheit zu besitzen, als die greifbare wirklichkeit es aufweisen kann. die welt hat sich in ihren beweggründen und zusammenhängen in zunehmendem maße als unanschaulich, uneinsehbar, verworren und widersprüchlich, als etwas in seiner gesamtheit nicht mehr zu durchschauendes und als anschauliche totalität nicht mehr darstellbares herausgestellt. der kunst blieb, wollte sie nicht passen, nichts anderes übrig, als sich dieser tatsache anzupassen: was früher ausdruck einer (vermeintlichen) ganzheit, abgeschlossenes system von ineinander verflochtenen bezügen war, ist jetzt konkretes im konkreten, außerbildliches bezugsdreieck: werk-betrachter-umwelt. die verweisungsfunktion der kunst auf die bislang von ihr verwaiste wirklichkeit außerhalb des bilderrahmens bzw. der galerie, verhilft dem betrachter dazu, gewohnte umgebung unter ungewohnten aspekten und zusammenhängen in seinen erfahrungsbereich aufzunehmen.

aber genau diese tendenz (überwindung des rekreativen, genießerischen – hinwendung zum instrumentalischen charakter) fehlt in arunda, die sich aktuell nennt, völlig. in der gegenständlich-illusionistischen kunst, wie sie in arunda und allgemein im kulturellen hinterland südtirol noch am überleben ist, wird *wirklichkeit stets im ästhetischen sonntagskleid* harmonisch ver- und vorgestellt. dies gilt aber auch für die nicht-gegenständliche kunst. im informel einer saltuari etwa, im abstrakten expressionismus eines hofer, aber auch im konstruktivismus eines kien zeigt sich ein ohnmächtiger irrationalismus, der kennzeichnend ist für die restaurativen absichten dieser kunstrichtungen. da

diese aber im vergleich zu den gegenständlichen es dem künstler erlauben, sich von angestauten ästhetischen zwängen zu erholen, erfahren gerade diese hierzulande und noch heute einen enormen aufschwung und werden allgemein als richtungsweisend angesehen, aber da sie es letzten endes nicht vermögen, bürgerlich-ästhetische normen und konventionen in frage zu stellen, noch diese einer lösung zuzuführen, bleiben sie in einer rückschrittlichen gesellschaft (in der z. b. eine industrialisierung weitgehend verhindert wurde) in ihrem ausgangsmoment stecken und schlagen notgedrungen um in die *festigung des bestehenden*.

für beide, gegenständliche wie nicht-gegenständliche kunst gilt gleichermaßen die annahme, daß das ästhetisch gestaltete werk nicht unbedingt als ausdruck einer als heil empfundenen umwelt, sondern vielmehr als fiktion gesehen werden muß. daraus abzuleiten ist die *sublimierende funktion der kunst*. sie scheint imstand zu sein, die widersprüche der gesellschaftlichen wirklichkeit zu harmonisieren und die bestehenden lebensverhältnisse zu rechtfertigen. was dabei herauskommt ist *kunstkonsum als kompensationsraum für die zwänge einer unzulänglichen wirklichkeit*. tatsächlich hat sich kunst mit der unzulänglichen wirklichkeit immer gut vertragen, und der verdacht, je unzulänglicher die wirklichkeit, desto größer die notwendigkeit von kunst, liegt nahe. die beabsichtigte zeitkritik, die, zugegeben, auch in arunda vertreten ist (zb pichler, thusek), wird durch den formal-ästhetischen zusammenhang unwirksam gemacht. das unbehagen kann allzu leicht durch ästhetische befriedigung verdrängt werden.

zusammenfassend läßt sich sagen: das sogenannte aktuelle in arunda vermag nicht die mauern des traditionellen denkens und sehens zu durchbrechen, sondern festigt dies geradezu, indem es den prozeß der irrationalisierung fördert. die übernommenen schemata und konventionen werden, aktuell garniert, dem leser schmackhaft serviert und so seinem rationellen blick und zugriff entzogen. das kapital aber leckt sich die pfoten nach gut dressierten ästhetik-idioten.

sentimentalistische naturbetrachtung als objektivation der entfremdung

arunda im allgemeinen, besonders aber der herausgeber gibt sich betont mystisch, und arunda drei, sein werk, kann als versuch par excellence gewertet werden, die realität zu romantisieren (siehe vor allem die erklärungen zu den abbildungen, deren sprache allein schon eine eigene betrachtung verdiente, aber auch den beitrage in arunda fünf mit dem hochtrabenden titel «politik und marmor»). seine auseinandersetzung mit dem vorhandenen gerät ihm zum beinahe kultischen akt: dem alltäglichen und banalen wird ein mäntelchen aus archaischem und sonstigem angepaßt. so wie die romantiker ihren trip im katholizismus und in der geschichte fanden, so findet man ihn

hier im *mystizismus des «rätischen traums»* (h. mumelter). wirklichkeit und ihre potentielle allgemeinverständlichkeit wird ideologisch verdreht in eine extrem individualistische bedeutungssamkeit oder gerinnt als ausdrück seelischer empfindlichkeit zu metaphysischem erfahrungsquark.

die natur (vinschgauer sonnenberg) wird in arunda drei als der lebensbereich schlechthin vorgestellt und der mythos von der gebärenden, bergenden und zerstörenden mutter zum wiederholtem male an den haaren herbeigezogen (siehe auch arunda zwei: «zerstörung»). dem kapitalistischen objektverhältnis zur natur hält arunda ein naturverständnis entgegen, worin diese zum *inbegriff des rückzugs* avanciert. diese bemühen muten an wie rekonstruktionen eines vorsintflutlichen, bestenfalls vorindustriellen zustands, der nur noch «narren» (arunda eins) als wünschenswert erscheinen mag. das sentimentalistische naturgefühl ist letzten endes nichts anderes, als «die projektion des erlebnisses, daß die selbstgeschaffene umwelt für den menschen kein vaterhaus mehr ist, sondern ein kerker» (g. lukacs, theorie des romans), und die mystische naturbetrachtung dient denjenigen als alibi, die aus anerzogener unfähigkeit zur emanzipation und aus abscheu vor konkretem politischem engagement auf veränderung verzichten.

hand in hand mit der diskrepanz zur wirklichkeit aber geht bekanntlich die abhängigkeit vom system: die naturbetrachtung erhält in arunda dieselbe funktion wie freizeit und urlaub, nämlich wiederherstellung von arbeitskraft für die anforderungen des kapitalistischen alltags. bezeichnenderweise wurde arunda drei vom herausgeber so konzipiert, daß sie, unter weglassung des zeitschriftenkopfes als brochüre an touristen verkauft werden konnte. ist man gewillt, arunda drei zu glauben, so sind der sonnenberg und seine vegetation, (daß da auch menschen leben, erfährt man nur nebenbei) lebensformen glücklichen seins. aber selbst die zerstörung dient dem verfasser noch als quelle ästhetischer lust. die börsartigkeit der naturkräfte hat faszination und wird gebührend bewundert: das elend wird ästhetisch konsumiert.

so entsteht der verdacht, arunda ziele auf nichts geringeres ab, als darauf, dem leser die vorstellung zu erwecken, der naturmythos sei imstande, die «irrsinnig rotierende» und in ihrer «kollektiven verrücktheit» (h. mumelter) zerbröckelnde welt noch einmal zusammenzuleimen.

wie hoffnungslos naiv diese vorstellung sein dürfte und in welcher richtung nach einem ausweg gesucht werden müßte, könnte ein vergleich des mottos, welches ich an den anfang meiner betrachtungen gestellt habe, mit dem leitthema dieser nummer andeuten: die «suppenkaspars» auf dem panzerkreuzer sind nicht verhungert, sondern haben einen umsturz ausgelöst.

günther vanzo

MEDIO TUTISSIMUS IBIS?

Entwurf eines Briefes an den Exilautor PUBLIUS OVIDIUS NASO z. Z. in Tomi, Rumänien

Maliziöse Ironie, Meister Naso, liegt meinem geradlinigen Rätischen Sinn vollkommen fern⁴ und so bitte ich Dich, das Fragezeichen hinter dem Titel nicht als Spöttelei mißzuverstehen, die dem Verbannten wie Hohn klingen müßte: zu sehr verehere ich in Deiner Person den Sprachzauberer, dem, wenn er Worte setzt, Verse zufließen.

Meister Naso, Du hast die Muße und die Musen geliebt, Du hast das heitere Spiel mit Worten und Formen weit über Ämterglanz und Karriere gestellt, Du hast die Bibliothek dem Forum vorgezogen, – dennoch mußt Du erfahren, daß ein Irrtum für bittere Verbannung ausreicht!

Auf diese Erfahrung hin wage ich zu fragen: wie stehst Du heute zu diesem Satz aus Deinem berühmten Gedicht: «medio tutissimus ibis – in der Mitte wirst Du am sichersten fahren»?

Dieser gute Rat, den der Sonnengott seinem tollkühnen Sohn Phaeton gibt, ist ein geflügeltes Wort geworden, denn er ist nicht nur der Ausdruck väterlicher Klugheit, sondern einer Möglichkeit, das Leben zu bewältigen.

Ihr Augusteer habt den Mittelweg vergoldet, – ich erinnere Dich an den Ausspruch des Ferkelchens Flaccus, – ihr kuschelt euch in den Schatten der Genügsamkeit, ihr wandelt einen geraden Weg, in sicherer Distanz zu den Abgründern links und rechts, und die Gemütsruhe, die so entsteht, gilt euch als Weisheit.

Lieber Meister Naso, ich wünschte sie mir täglich, diese Weisheit! Aber der Mittelweg, den ich Nichtheld einschlagen möchte, ist nicht golden, sondern leer und bedrohlich; Menschlichkeit als Markierung ist verblaßt, Freude an Mehrstimmigkeit ist in unserem Lande abgewürgt: böse Köche, einäugig wie Polyphem, nach einer Richtung schielend belagern deinen Marsch, schlagen Schaum, machen Dampf, kochen Suppen; umwerben dich, bedrängen dich, packen dich am Nacken und stecken dein Gesicht in ihr Gebäu; drohen dir mit den Kochlöffeln und wetzen die Messer. Der Suppenverweigerer, der in der Mitte bleibt, weil ihm beide Augen gleich lieb sind, wird hin und her gezerrt und mit Sprachjauche bespritzt.

«Du bist ein Linker!» trompetet es markig vom Flügel der Vergangenheitler her.

Ein «Linker», Meister Naso, hat keine Religion, weil er das Wort «katholisch» vor den Namen gewisser Verbände als Lästerung empfindet; er hat keine soziale Verantwortung, weil er annimmt, daß Talbauern für Lastenzüge Qualitätsobst Steuer zahlen; er hat keine Heimatliebe, weil er den fünfundzwanzigsten Skizirkus nicht mehr als Zirkus, sondern als Blocksberg sieht... Kurzum: ein «Linker» ist ein miesmachender Nihilist.

Dieser Begriff gehört in die Müllgrube! Das Wort löst kein umrissenes Bild aus, keine Vorstellung: es ist ein Schwamm. Aber gerade dieser Pauschalcharakter wird benützt, um zu beleidigen: unsere «Rechtschaffenen», – «bonos» nennt sie Großmäulchen Cicero in Rom, – grenzen sich dadurch von den bösen Kritikern ab, welche die gegebene Ordnung nicht als vollkommen, ewig und gottgewollt ansehen. Wer Kritik übt, ist ein «Linker»; aus dem Hohlraum dieser Worthülse entspringt mit höllischer Automatik eine Gedankenkette: links bedeutet glaubenslos, bindungslos, umstürzlerisch, gefährlich, gefährliche Menschen muß man bekämpfen, einsperren, totschlagen. Auf dieses Ende läuft's hinaus! O auream mediocritatem! O goldener Mittelweg!

«Du bist konservativ!» skandiert der Chor der Zukünftler vom entgegengesetzten Flügel. (Stimmen von dorthier ertönen immer, brav kollektiv, im Plural).

Durch das Studium Deiner Muttersprache, Meister Naso, weiß ich um die lebenserhaltende Kraft, die dem «conservare» innewohnt. Die unaufhebbare Spannung zwischen zurückhalten- den und vorwärtsdrängenden Kräften schafft erst jenes Gleichgewicht, durch das Fortschritt möglich wird; ließe eine Kraft nach, der Fortschritt überschläge sich. Überhaupt: wer weiß genau, was im gegebenen Augenblick Fortschritt ist? Ich kenne «fortschrittliche Kräfte» in unserem Land, die sich dieses schmückende Beiwort selbst zugelegt haben und es geradezu manisch repetieren. Ein solcher Fortschrittler wirkt auf mich, – lache nicht, Meister Naso! – wie eine Jungfrau, die täglich ihre Jungfernschaft beteuert: ich glaub's nicht ganz!

«Konservativ» – «fortschrittlich» – das ist Sprachjauche. Für sich genommen, wären die Begriffe ausdruckstark, aber im gegenwärtigen überheizten Klima in unserem Lande haben sie üblen Geruch angenommen und dienen großflächiger Verteufelung.

«Du bist faschistoid!» Dieses Wort schrillt, ein mongoloider Wechselbalg aus der Sprachretorte, schiefekig wie ein Rhomboid, ein Verlegenheitsgebilde wie das Geoid.

Ein faschistoider Mensch, Meister Naso, ist also ein nicht ganz ausgebackener Faschist, meist ein Mensch, der keine Diktatur mag, auch nicht jene des Proletariats; der an kein Dogma glaubt, auch nicht an den Klassenkampf; der vom Kommunismus nicht den Weltfrieden erhofft, weil er fragt, was die Kubaner in Angola verloren haben... Kurzum: ein Faschistoider ist ein miesmachender Nihilist.

Für trivialmarxistische Vorstellungen ist Nichtglauben undenkbar, also unterschiebt man dem Andersdenkenden einen Glauben und klebt ihm eine Etikette an, die zur Aggression reizt: Faschisten sind gefährlich, – gefährliche Menschen muß man eliminieren, in Nervenkliniken isolieren, in Lagern internieren, jahrelang, lebenslanglich. Auf dieses Ende läuft's hinaus. O auream mediocritatem! O goldener Mittelweg!

Josef Feichtinger

Felix Mitterer

DIE BISHER BESTE UNVERÖFFENTLICHTE KURZGESCHICHTE IN DEUTSCHER SPRACHE

Ich wollte mir heute Abend eigentlich den Film eines Freundes im Fernsehen anschauen. Aber Anna ließ das nicht zu. Mit den Worten: «Jetzt schreib endlich einmal diese verdammte beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache!» schickte sie mich in mein Zimmer. Und weiter: «Heute ist schon der 26. Mai, fünf Tage vor Einsendeschluß! Willst du wirklich auf den Georg-Mackensen-Literaturpreis in der Höhe von DM 5.000 verzichten? Glaubst du wirklich, wir können uns das leisten?»

Da gab's keine Widerrede. Außerdem habe ich mir kürzlich von einem Freund DM 2.000 ausgeliehen und seine Widerstände mit dem Hinweis gebrochen, daß ich ohnehin bald DM 5.000 für die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache bekäme. Ich hab auch schon in einem Interview für ein Lokalblatt festgestellt, auf meine Zukunftspläne hin befragt:

«Nun, neben einem neuen Kinderbuch und einem Fernsehspiel beabsichtige ich heuer auch noch die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache zu schreiben». So was verpflichtet natürlich.

Und so setze ich mich seit Wochen jeden Tag an die Maschine und will zu schreiben beginnen. Aber es geht nicht. Dieser verdammte Anspruch zermürbt mich. Nicht, daß ich Zweifel hätte. Oh nein. Ganz gewiß bin ich in der Lage, die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache zu schreiben. Ganz gewiß. Ich bin gut. Ich bin wirklich gut. Aber ob die Jury das auch merkt? Wer weiß, welche Vorstellung die Jury davon hat, wie die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache beschaffen sein muß.

«Wenn man wenigstens in Erfahrung bringen könnte, wer in der Jury sitzt», sagte ich zu Anna. «Kennen wir denn wirklich niemanden, der jemanden kennt, der jemanden vom Westermann-Verlag kennt, der die Jury kennt?» Anna verneinte dies. Und kniete vor mir nieder und sagte beschwörend und gläubigen Blicks: «Sei doch nicht so mutlos, ich bitte dich! Du bist gut! Du bist sehr gut! Du schaffst es!»

«Naja, sicher», stimmte ich ihr zu, «ich bin wirklich sehr gut. Aber möglicherweise gibt es noch andere sehr gute Autoren. Man liest ja hie und da davon. Und wenn die auch von diesem Preisausschreiben erfahren haben – was anzunehmen ist –, dann bin ich aufgeschmissen!»

«Ist nicht wahr!» sagte Anna mit fester Stimme. «Du bist der beste!»

«Ja, schon», sagte ich «schonschon... Dennoch...»

«Hast du denn wirklich nichts mehr in der Schublade?» fragte Anna.

Daraufhin öffnete ich sperrangelweit meine Kurzgeschichten-Schublade und wie ich erwartet hatte, war sie vollkommen leer.

«Du weißt genau», sagte ich, «daß mir das Kurzgeschichtens Schreiben nicht besonders liegt. Ich gehe gerne in die Breite. Sicher, ich habe an die sieben Kurzgeschichten geschrieben, und alle waren sie bis zu ihrer Veröffentlichung sicher zu den besten bisher unveröffentlichten Kurzgeschichten in deutscher Sprache zu zählen; jedoch: lieber sind mir längere Sachen.»

«Aber vor drei Monaten hattest du doch noch eine», sagte Anna.

«Ich weiß, ich weiß», antwortete ich. «Die war sehr gut, die war ganz außerordentlich, hätte sich vorzüglich geeignet. Aber leider habe ich sie dem Wielander für seine Zeitschrift gegeben. Wird bereits Mitte Mai veröffentlicht. Ich kann sie ihm nicht gut wieder wegnehmen.»

«Ruf trotzdem an», sagte Anna, «er zahlt dir bestimmt keine DM 5.000 dafür!»

Ich rief den Wielander an.

«Wielander», sagte ich, «Sie haben eine Kurzgeschichte von mir bekommen, meiner Meinung nach sicher die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache.»

«Noja, sie ist nicht übel», sagte der Wielander. «Vielleicht etwas langatmig. Aber sonst nicht übel.»

«Sagen Sie», sagte ich, auf seine abfällige Bemerkung nicht eingehend, «sagen Sie, könnte ich die nicht zurückziehen?»

«Das ehrt Sie», sagte der Wielander, «aber leider geht das nicht mehr. Das Heft ist schon in Druck. Ein andermal gerne.»

Das war also nichts.

«Nun, dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als doch eine neue Kurzgeschichte zu schreiben», sagte ich zu Anna. «Obwohl die Zeit sehr knapp ist.»

«Daran bist du selber schuld», sagte Anna. «Ganz selber bist du schuld! Seit Monaten geht das schon so! Immer wieder schiebst du es hinaus, immer wieder! Jedesmal dasselbe. Schon so viele schöne Preise hättest du gewinnen können. Mit etwas mehr Fleiß! Mit etwas mehr Willenskraft und Überwindung! Das Schauspiel, das du bietest, ist ja schon lächerlich! Jeden Tag sagst du, du schreibst sie! Jeden Tag! Sogar, wenn wir bei Freunden sind und uns gemütlich unterhalten, stehst du plötzlich auf und sagst: 'So, für mich wird's Zeit, ich muß heute Abend nämlich noch die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache schreiben!' Und wenn ich dann heimkomm, sitzt du am Schreibtisch, hast ein unbeschriebenes Blatt in der Maschine und Schweißperlen auf der Stirn. Mir drängt sich schon langsam ein fürchterlicher Verdacht auf! Ich fürchte, du fürchtest, du bist gar nicht in der Lage, die Beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache zu schreiben!»

Das ging mir nun aber doch über die Hutschnur. Um Gegenteiliges zu beweisen, sitze ich jetzt hier. Und schreibe händisch in ein Schulheft meine diesbezüglichen Probleme in trotz meiner Verzweiflung humorvoll verbrämter Form nieder. Das leere Blatt in der Maschine, schon leicht staubig, starrt mich bösartig, man kann auch sagen zähnebleckend, an. (Keine sehr gute Metapher, zugegeben. Aber wahr.)

Nun kommt Anna herein und bringt mir ein Glas warme Milch. Ich sage zu ihr – und während ich es sage, schreibe ich es nieder –: «Ich bitte dich dringend, greif in meinen Ideenkasten und hole blindwütig etwas heraus. Mir fällt die Entscheidung so schwer. Mach du es für mich.» «Weißt du was», sagt Anna – ich schreibe auch dies gleich nieder –, «weißt du was, am besten schreibst du was Lustiges. Was Lustiges ist immer gut. Das kommt immer an.»

«Aber, Anna», antworte ich. «du weißt ganz genau, daß mir das Lustige nicht besonders liegt. Mehr liegt mir das Tragisch-Verhängnisvolle. Ich bin ein ernster Mensch.»

Anna blickt überlegend auf meine sich fortwährend bewegende Hand und fragt: «Was schreibst du da eigentlich die ganze Zeit?»

«Na, was wir reden», antwortete ich (und schreibe weiter, wie man sieht).

«Wozu denn das?», fragt Anna.

«Ja, weiß der Himmel», antworte ich. «es ist mir einfach danach. Seit ich da sitze, schreibe ich darüber, daß ich die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache schreiben möchte, und eigentlich hab ich nicht die geringste Lust dazu!» Ein plötzlicher Ärger durchwallt mich und ich fahre fort: «Warum soll gerade ausgerechnet ich die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache schreiben? Kannst du mir das sagen? Warum eigentlich? Bin ich eine Preiskuh, eine Schönheitsmiss, ein Hanswurst? Muß ich mich prämiieren lassen? Noch dazu von Leuten, die mir unbekannt sind, deren Kriterien mir unbekannt sind und außerdem vollkommen schnuppe? Was soll das überhaupt heißen: Beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache? Die beste von allen, die bisher geschrieben wurden und noch nicht veröffentlicht? Nein, gewiß doch nicht, oder? Die beste unter den eingesendeten natürlich, nicht? Da möchte ich aber höchst ungern in der Jury sitzen! Das würde ich mir nicht zugetrauen, unter was-weiß-ich-wievielen-hundert Geschichten eine für die beste zu halten. Nie und nimmer würde ich mir das zugetrauen! Nun, wie auch immer, ich mag nicht! Ich mag einfach nicht! Soll sie ein anderer schreiben, die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache! Ich nicht! Basta!»

Da blickt Anna mich fassungslos an und ich nütze das, um meine letzten Sätze niederzuschreiben.

Nun beginnt sie doch tatsächlich zu weinen und ruft aus: «Und unser Kind? An unser Kind denkst du gar nicht? Du mißgönnt unserem armen Kind DM 5.000??»

«Aber wir haben doch gar kein Kind», antwortete ich begütigend.

Da schwillt der Tränenstrom aus Annas Augen noch mehr an. Es ist nicht zum Aushalten.

«Okay, okay, ich mach's», sage ich. «Hör schon auf zu heulen, ich mach's ja!»

Anna fällt mir um den Hals, ich muß deshalb einen Moment aufhören zu schreiben. Wir sind uns einig geworden. (Es verstrich etwa eine halbe Stunde seit meinem letzten Satz). Also: Ich schreibe sie nicht, die beste bisher unveröffentlichte Kurzgeschichte in deutscher Sprache. Anna und ich haben während einer heftigen Umarmung festgestellt, daß wir die DM 5.000 doch nicht so dringend brauchen. Anna meint, ich soll stattdessen meine schriftlichen Auslassungen zu dieser Angelegenheit einschicken. Sie hält sie für stellenweise sehr witzig, wenn auch gegen Schluß abfallend. Und sie in ein schiefes Licht setzend. Außerdem die Parodie nicht durchgehalten, ein Bruch drin. Die Pointe fehlt auch. Aber Anna glaubt, es wäre ein Beitrag zur Problematik von Literatur-Preis Ausschreiben. So sei's denn. Morgen schreib ich's in die Maschine und schick's weg. Der Jury viel Vergnügen beim Lesen. Wir gehen zu Bett. Servus!

ANDRÉ CHADEMONY

DIE NAHT

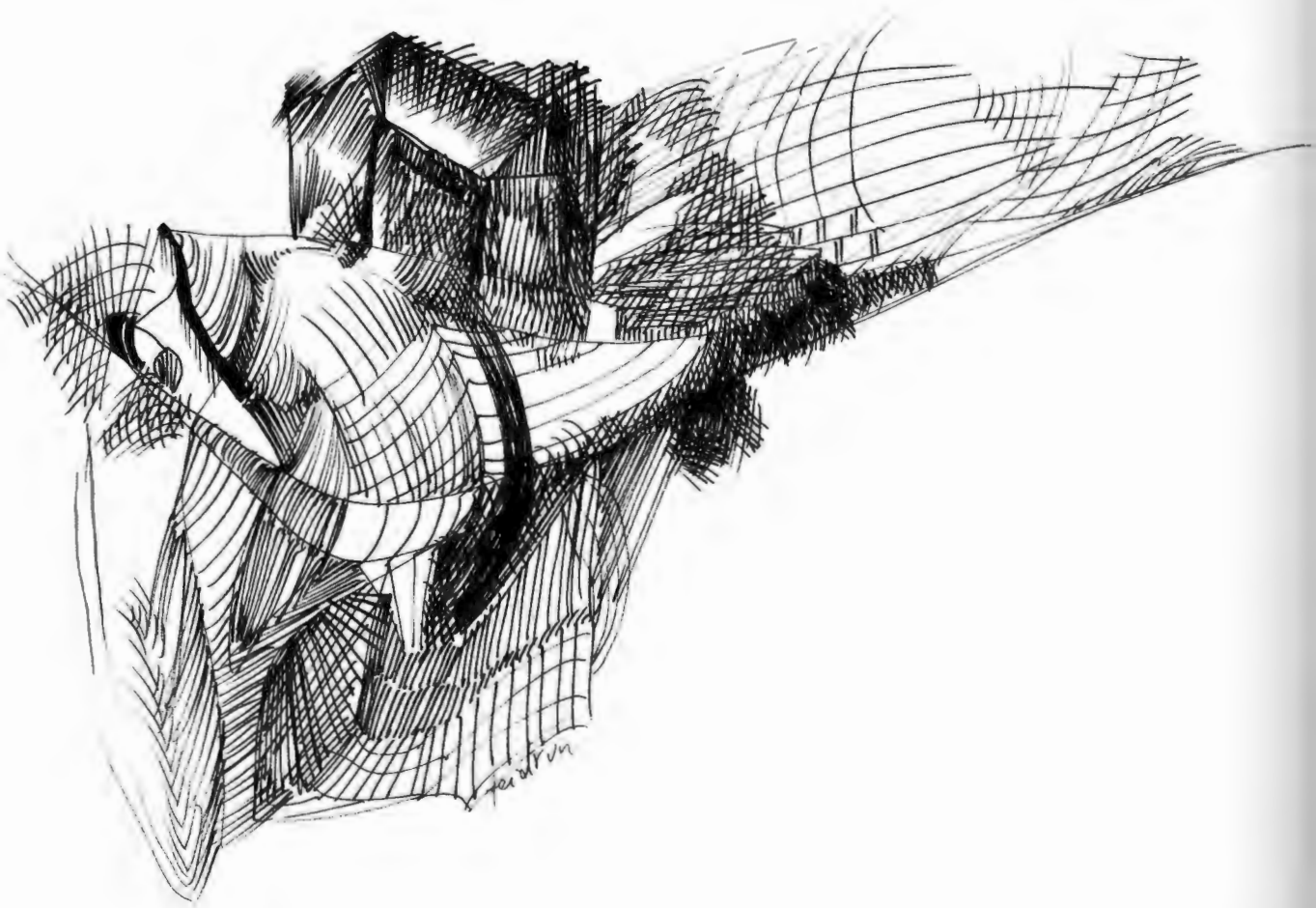
Eine Nähmaschine hatte einst ihren Faden verloren. Sie pickte zwar emsig auf ihren Tüchern weiter, und als auch das nichts half, nahm sie eine dickere Nadel, schließlich sogar eine Schuhmacherahle, mit dem einzigen Erfolg, daß die beiden Tücher zwar eine Weile, wie Vögel, die sich paaren, aufeinander blieben, dann aber auch, wie Vögel, die sich paaren, unweigerlich auseinander mußten. Wo sollte nun aber die Nähmaschine einen neuen Faden hernehmen? Dies war keineswegs so einfach, denn es handelte sich um eine Spezialnähmaschine, die nur mit einem Spezialfaden arbeiten konnte.

Da kam eine Spinne des Weges. Die übte sich im Bergsteigen und war eben dabei, sich von der Decke herunterzulassen. Die Nähmaschine hatte schon seit Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Als sie den Faden erblickte, kam sie so heftig ins Kauen, daß die Spinne ihr einstweiliges Vorhaben aufgab, um nachzusehen, was da vor sich ging. Die Nadel sah sie schon vom Weiten kommen, und wie eine Braut, die das Nahen des Entführers ahnt, verhielt sie sich plötzlich ganz still. Ein so schönes Loch wie das Nadelöhr hatte die Spinne schon lange nicht gesehen. Ohnehin war es jetzt an der Zeit, an ein neues Spinnnetz zu denken, und zu einer Grundsteinlegung schien ihr das Nadelöhr wirklich der geeignetste Ort. Im Nu war der erste Knoten geknüpft, die Nadel sank in die Knie, als wollte sie den Brautkranz errötend in Empfang nehmen, und zog dabei heftig am Faden, wohl um die Spinne zu zwingen, ihr Bestes herzugeben. Gegen ihren Willen sah sich aber diese auf einmal zu Dingen hingezogen, die gar nicht in ihren Absichten lagen. Zwar wurde der Faden nicht nur am Nadelöhr, sondern auch an vielen anderen Löchern befestigt. Die Maschen waren aber so eng, daß sich in ihnen keine Mücke, geschweige denn eine Fliege hätte verfangen können. Schließlich gab die Nähmaschine durch einen Stich ins Bein dem etwas zu unternehmungslustigen Insekt unmißverständlich zu verstehen, daß es hier überflüssig war, daß es sich entschloß, höherer Gewalt zu weichen, und sich aus dem Staub machte, so schnell es seine übrigen sieben Beine noch tragen konnten.

Nun hatte die Nähmaschine wieder den Faden gefunden. Schon am nächsten Tag konnte der Wanderprediger, in dessen Dienst sie stand, seine Leute wieder zusammenrufen. Er stotterte zwar wie Moses, man konnte kaum ein Wort verstehen, wenn er sprach, er wußte aber: den Mönch macht die Kutte. Und diese hatte ihm die Nähmaschine in einer Nacht neu angefertigt.

Sie schwor, das Kleid mit dem Spezialfaden genäht zu haben, und sah man es an, so konnte darüber kein Zweifel bestehen. Mit den Strahlen des Mondes hätte es kaum feiner ausfallen können. Die Leute hörten sich die Predigt gar nicht erst an, sie lagen dem Prediger gleich zu Füßen, und eine seiner treuesten Anhängerinnen zerrte ihn verzweifelt am Saum seines Gewandes.

Zum Glück ging die Naht erst hinten auf, sodaß die Knienden es nicht sehen konnten. Aber die Begleiter des Predigers, und besonders seine Begleiterinnen, gewahrten mit einigem Bangen, was da zum Vorschein kam. Er konnte noch rückwärts trippelnd, unter häufigen Verbeugungen, den Saal verlassen. In aller Eile suchte man nach der Nähmaschine und fand sie draußen auf einer Wiese. Sie hatte aber keinen Faden mehr, wollte von einem solchen auch gar nichts wissen. Sie weidete jetzt Gras, um festzustellen, ob es nicht möglich wäre, dieses zu festen Stricken zu verbinden, aber bisher war sie zu keinen entscheidenden Ergebnissen gelangt.



Für einen politischen Redner ist ein Argument oft dann erst klug, wenn es so dumm ist wie seine Zuhörer.

Von einer fesselnden Rede bleiben oft nur die Fesseln.

Unsere Demokratien sind Wundertöpfe. Wenn es in ihnen zu sehr kocht, wird eine Schraube gelockert, und kerzengerade, in einem schier endlosen Demonstrationszug, zieht, den Küchenchef auspeifend, der Dampf an die Decke, wo er zerstreut wird. Unten macht der Küchenchef die Schraube wieder zu und das Essen ist gar.

Ein unerschrockener Kämpfer ist manchmal ganz erschrocken, wenn er sieht, wofür er so unerschrocken gekämpft hat.

Manchen sind die Mittel so heilig, daß sie gar nicht erst einen Zweck brauchen.

Wir trinken nicht, um zu vergessen, Brüder – auch ohne zu trinken vergessen wir euch.

Wie ruhig muß es im Anfang gewesen sein, als nur das Wort war, und nicht der Wortschwall, der uns aus allen Massenmedien entgegenströmt.

Wozu noch strebend sich bemühen – das Absolute wird einem durch das Fernsehen direkt ins Haus geliefert.

Vor Gott und dem Fernsehen sind alle Menschen gleich.

Er war ein Mensch, der ohne Musik nicht leben und nicht sterben konnte. Auch jetzt, da er längst schon tot ist, hört man noch manchmal nachts, wenn der Wind sich legt, vom Friedhof her die Klänge des Transistorradios, das man mit ihm ins Grab gelegt hat.

Die Werbung hat ihr höchstes Ziel erreicht, wenn der Kunde überzeugt ist, das Lied, das aus der Kehle des Verkäufers dringt, ist Lohn, der reichlich lohnt, ihm das Geld gibt, und jegliche Ware als irdisches Gut mit Abscheu von sich weist.

Die prächtigsten Urwälder sind zu tausenden Generationen wie liebende Frauen in die Knie gesunken, um es Herrn Meyer zu ermöglichen, in seinem Auto drei leere Plätze wie drei Bräute spazierenzuführen.

Wer klug genug ist, es sich wieder anzugewöhnen, auf allen Vieren zu kriechen, wird in den modernen Hochhäusern dreimal so billige Wohnungen finden, denn es wird möglich sein, dreimal so niedrige Zimmer zu bauen und infolgedessen dreimal so viele Stockwerke übereinanderzutürmen.

Schon in einer nahen Zukunft wird sich der Arbeiter am Fließband wie ein Orgelspieler fühlen – die ganze Arbeit mit den Füßen verrichten, und beide Hände für seine Steckenpferde freihalten.

ANDRÉ CHADEMONY

EPIGRAMME

ZEICHNUNG: HEIDRUN OBEREGGER

Es heißt, eines Tages wird es jeder Seele erlaubt sein, sich vor der Geburt in einer Modezeitung ihren Körper auszusuchen. Aber ist das wirklich notwendig? Die Medizin ist schon heute in der Lage, nicht nur das Herz, sondern auch die Seele auszuwechseln.

Tropfen für Tropfen verlieren die Städte an jedem Wochenende ihr zähflüssiges Autoblut, das glücklicherweise aber schon ganz in der Nähe gerinnt.

Unsere Küchen sind übereinander, unsere Wohnzimmer sind übereinander, unsere Schlafzimmer sind übereinander, und wenn der Nachbar die Nachbarin nimmt, so schwebe ich über ihnen wie Gott der Herr und segne ihre Liebe.

Der Teufel muß mit den Arabern im Bunde stehen, denn woher soll er sonst Brennstoff für seine Hölle hernehmen?

Es ist das Ziel einer guten Erziehung, Kinder zu natürlichen Wesen zu veredeln.

Wie schön wäre es, wenn sich die Auspuffgase am Himmel zu Wolken verdichteten und als Erdölregen herniederfielen!

Wenn ich ein Afrikaner wäre, würde ich bei 40° Hitze 20° für mich behalten, und 20° nach Europa exportieren.

Die Atomkraftwerke – die strahlende Leistung unserer Wissenschaft, und strahlen sie auch nur mit dem unauffälligen Glanz alter Adelsgeschlechter, der erst fühlbar wird, wenn alle Knochen ausgehöhlt sind.

Die Luft wird jetzt dadurch gereinigt, daß wir sie einatmen, und die schädlichen Stoffe mit unserem Körper chemische Verbindungen eingehen

In der Lehrerschaft ist man sich noch nicht einig, ob die Kinder mit drei Jahren in die Oberschule kommen oder mit neunzehn Jahren den Kindergarten verlassen sollen.

Der Junge brüllte so heftig, daß man es nicht wagte, ihn von der Nabelschnur zu lösen, mit der er dann sein Leben lang seine Mutter an der Leine führte.

Dornröschen ist im 19. Jahrhundert eingeschlafen und ganz entrüstet, weil es der Prinz im 20. Jahrhundert nicht nur mit einem Kuß aufweckt, sondern gleich splitter nackt ausziehen will.

Ich glaube noch immer an den Fortschritt der Zeit.

Einigen macht es auf die Dauer keinen Spaß, die Zeit zu töten, wenn sie nicht wie Menschen schreit.

DIESE SUPPE ESS ICH NICHT

*«tieff ist das kot, teuer das prot,
ungöttlich reu mit valscher treu
sol man da vinden täglich neu.
das ist ain speis, der ich nicht keu . . . »*

Oswald von Wolkenstein

Der «Struwelpeter» von Dr. Heinrich Hoffmann, aus dem der Titel dieser «Arunda» entlehnt ist, kann als ein Musterbeispiel autoritärer Erziehung gelten. Gebote und Verbote stellen sich zwischen das Kind und seine Welt, sodaß es unerfahren und unmündig bleibt im Gebrauch der Dinge, nicht auf selbständiges Tun vorbereitet ist und deshalb bei jeder Gebotsübertretung schreckliche Folgen zu erwarten hat, die so sehr die Strenge des Gebots zu rechtfertigen scheinen, daß das Kind sich mit den erziehenden Instanzen identifiziert. Nicht nur der Suppenkaspar nimmt ein schreckliches Ende – Paulinchen brennt zu Asche, die am besten freudianisch zu interpretierende Strafe fürs Daumenlutschen geht weit über den Anlaß hinaus, die Abenteuerlust und Neugier des fliegenden Robert wird bestraft mit Heimatslosigkeit. Der Suppen-Kaspar weigert sich in einer für uns schwer nachvollziehbaren Weise. Er sagt: «Meine Suppe eß ich nicht» und hat damit schon verspielt, denn er anerkennt die Suppe als ihm zugehörig, er hat keine Distanz zu dem, was man ihm vorsetzt. Weil sein Protest nur bis zum Nein reicht und er im Grunde abhängig bleibt von dem, wogegen er protestiert, deswegen geht es ihm an den Kragen wie jedem, der nur durch Protest zu sich selber kommen will und insofern hat die Geschichte recht – das «diese» sollten Arunda-Leser als Konzession an den Geist einer vernünftigen, selektiven und vorläufigen Konsumverweigerung, wie sie uns Heutigen angemessen sein könnte, verstehen. Das Zitat aus dem «Struwelpeter» ist damit natürlich gefälscht – aber die kleine Frechheit des Hier und Jetzt, gelegentlich nein zu sagen, kommt so besser zum Ausdruck.

Oswald von Wolkenstein, der nicht wie die Generation des Suppenkaspars auf Grund einer fehlerhaften chemischen Analyse widerwillig Spinat schlucken mußte, sagt dasselbe mit spöttischer Distanz – er hat kaum einmal anstandslos und brav seine Suppe gegessen, die ihm vorgesetzt wurde, und ist dabei nicht schlecht gefahren.

Der Wolkensteiner hat sich oft gewehrt, mit dem Schwert in der Hand, bei seinen vielen Rechtschändeln und vor allem in seinen Liedern. Er nennt sehr deutlich beim Namen, was ihm nicht paßt, er schimpft und flucht mitunter, aber er generalisiert nicht. Wenn heutzutage einer etwas auszusetzen hat, so kleidet ers gewiß in ein soziales Mäntelchen, er macht aus seinem Nein einen Streik, eine Sitzung mit Resolutionen, wenn

möglich wieder ein Gesetz. Dieses Spielchen kann manchem ein ehrenvoller Zeitvertreib scheinen – es ist aber gefährlich, nicht nur deshalb, weil jede Bevormundung und Bürokratisierung das Desinteresse an einer Sache steigert, sondern vor allem deswegen, weil sie der Weigerung die Substanz, das Salz, das Recht auf Ausnahme nimmt.

Es scheint tatsächlich, als würden gar nicht wenig Zeitgenossen ernsthaft der Meinung sein, die Wissenschaft mache die Welt nach Wunsch verstehbar. Manipulierbar werde sie durch Technik und Politik. Die Wissenschaftler selber sind bescheiden und vorsichtig in dem Maße, als sie tatsächlich etwas verstehen, es sei hier nur kurz die bekannte Lehrgeschichte über die Gültigkeit physikalischer Gesetze erzählt:

Ein Fischer fischt sein Leben lang mit einem Netz, dessen Maschenweite 3 cm beträgt. Am Ende seines Lebens stellt er zwei Gesetze auf: 1) Alle Fische haben Kiemen; 2) Es gibt keine Fische, die kleiner sind als 3 cm. Der überraschende Nachsatz lautet: «Das zweite Gesetz stimmt».

Was die Manipulierbarkeit der Welt anbelangt, wehrt sie sich zum Glück selbst. Sie ist größer als unser Begreifen und antwortet dem homo sapiens mit der Tücke des Objekts mit der List der Natur, mit den hundert Haltestellen vom Wort bis zur Tat.

Das Kind weiß noch nicht viel von den Möglichkeiten, sich die Erde untertan zu machen, trotzdem gelingt es ihm mit Hilfe kräftiger, lautstarker Weigerung meist, seinen Willen durchzusetzen. «Diese Suppe eß ich nicht» ist ein höchst wirk-samer Satz, auch wenn er noch ohne Worte geäußert ist. Ein schreiender Säugling macht ebenso mürbe wie ein bockendes, trotzendes Kleinkind, das gut gelernt hat, Nein zu sagen.

Das Nein-Sagen ist entwicklungsgeschichtlich sicher älter als das Ja, Flucht liegt näher als Dressur und es wird meist mit soviel Lust und Ärger oder Abscheu von sich gegeben, daß diese seine Nähe zum affektiven Bereich es scheinbar jeden Verdachts einer Sachlichkeit enthebt. Demgegenüber scheint der eher schüchterne, zögernde Nein-Sager wesentlich vertrauenswürdiger zu sein. Es gibt aber Formen von spontanem Unwillen, von einem Nein, das den Sprecher selber überrascht, weil er gar nicht wußte, daß etwas in ihm sich weigert. Dieses Nein ist bedeutsam und es verschafft sich meist selbst Gewicht durch ein kol-

lektives Auftreten. Die Vielen, die sich weigern, meinen vielleicht, ihrem innersten Impuls zu gehorchen, sie gehen aber dem Zeitgeist auf den Leim, denn an ihrem Nein vermißt man ganz und gar jedes persönliche Element. Das Sich-Weigern vieler oder eines Einzelnen kann die Welt ändern, wenn es dem Zeitgeist entspricht. Mächtige und Ohnmächtige können gleichermaßen die Suppe zurückweisen. Die Suppe, für Nomaden und Zigeuner das Leben der Seßhaften, für Magier und Medizinmänner oder Mystiker aller Zeiten die herrschende Priesterreligion, für freiheitsliebende Minderheiten der Kampf gegen die Übermacht (General Guisan versammelte am 25. Juli 1940 alle Schweizer Offiziere auf dem Rütli, um ihnen seinen Plan des Widerstandes gegen Hitler mitzuteilen) für umweltbewußte Leute ist die Suppe ein Atomkraftwerk oder ein Chemie-Konzern. «Stem nej» – «stimme Nein», lautete in Norwegen eine breit angelegte Werbung gegen den Beitritt zur EWG.

Wehrdienstverweigerer haben sich einen Namen gemacht, Bürgerinitiativen haben Erfolg. Die Gruppen, die sich lautstark gegen das Althergebrachte oder gegen Avantgarde und «Aggiornamento» wehren oder gegen irgend etwas anderes, werden mit Recht beachtet. Das Nein-Sagen ist nicht länger unmoralisch, es wird langsam zur Tugend erhoben und sogar legal als Volksabstimmung oder Referendum, es entspricht so sehr dem Geist unserer Zeit, daß heroische Männer wie Canetti nicht müde werden der Weigerung, den Tod zu akzeptieren.

Es muß Gründe dafür geben, daß heutzutage so viele Suppen fragwürdig geworden sind, vielleicht gibt es ganz einfach zu viele Köche. Außerdem ist bekannt, daß jemand, der eine Suppe einbrockte, selbige andere auslöffeln läßt. Auch die Suppe, die gebraut wird, um den begrabenen Hund oder den wunden Punkt endlich loszuwerden, wird besser nicht gegessen.

Es hat auch wesentlich dazu beigetragen, einen Mißtrauens-Instinkt herauszubilden, daß die Köche zwar alle wollen, daß die Suppe gegessen werde, sich aber keineswegs einig sind, welche Suppe gegessen werden soll. Jeder will unser Bestes, der uns ungefragt etwas aufischt, das schöne Zeitalter des Pluralismus zeigt aber recht deutlich, wie verschieden sich das ein jeder vorstellt. Da heutzutage fast nichts mehr zu haben ist ohne das Dazwischentreten vieler Köche – ich

denke an einen Apfel, den die meisten Köche bis hart an die Grenze zur tödlichen Dosis mit Insektiziden vollstopfen oder an Luft und Wasser, an denen viele Köche mitmischen, ganz ohne böse Absicht natürlich – ist es bitter nötig, den Mut zum Neinsagen und die Distanz zum Unterscheiden aufzubringen. Es sei nur am Rande erwähnt, daß Köche auch das Sülleplein des eigenen Vorteils mit viel Können anzupreisen verstehen – das klassischste Beispiel einer solchen Geschichte der unaufrichtigen Geschenke ist wohl das der Kolonialisierung, einer noch nicht abgeschlossenen und traurigen Geschichte.

Schön wäre es, gäbe es eindeutige Zuordnungen: Gute Suppen, die zu essen und schlechte, die zu meiden seien für jedermann. Nun ist aber bekanntlich dem einen seine Eule dem andern seine Nachtigall – und auch davon abgesehen, ist die Unterscheidung von Gut und Böse gar nicht so einfach. Das Gute kann sich darüber hinaus als der Feind des Besseren erweisen und ohne das Böse wäre vieles nicht vollständig. Wer weiß nicht, daß Dinge ein Eigenleben führen? Es entwickelt sich so manches auf eigene Faust weiter, aus einem kleinen unschuldigen Sülleplein kann eine große Affäre werden, einerlei, ob es gegessen wurde oder nicht.

Zum Suppenkaspar und zum Suppenkoch kommt noch eine dritte Instanz, die Löffelchen reicht und sagt: «Nun, iß recht schön». Es kann auch mitunter an dieser Instanz liegen, wenn es schön ist, sich zu weigern, das muß dann mit der Güte der Suppe nichts zu tun haben.

Es gibt schließlich Situationen, in denen die Weigerung, die Suppe zu essen, keine weitere Wirkung hat, ich verweise als passendes Beispiel auf den bekannten Schüttelreim:

*«Heut abend dirigiert der Mottel den Tristan
Ich schau mir nicht diesem Trottel sein Mist an,
Schaff lieber mir ein Drittel Most an
Und sauf mir mit diesem Mittel Trost an».*

Wer nicht jede Suppe mag, ist oft ein Feinschmecker, kein Kostverächter. Er weiß, was gut ist und freut sich, so er's findet, wo nicht, macht er sich nichts vor und wartet auf bessere Gelegenheit – freilich bleibt es wahr, daß der Hunger der beste Koch sei ... und deshalb verklärt eine holde Stimmung so manche Unzulänglichkeit – Mörike formuliert es trefflich:

«Lieb deucht mir jedes Drecklein itzt»

HOLZHACKERTHERAPIE

Der Einfall war ihm gekommen, kurz nachdem er in Lavin die Pension gekauft hatte. Ein schönes Haus auf dem rechten Ufer des Inn, achtunddreißig Betten, Aufenthaltsraum, Stube, Kammern, alles holzgetäfelt, als Umschwung einen Gemüsegarten und, talabwärts, eine spitz zulaufende ebene Wiese, darunter eine steile, doch mit dichtem Gras und Büschen bewachsene Halde, und dann, weiter drüben bis zur Baumreihe am Ufer des Flusses, wieder eine Wiese, ungepflügt, doch flach und trocken.

Er hatte seine Stelle im Unterland aufgegeben. «Rechte Hand des Personalchefs», so war sie damals ausgeschrieben gewesen – er war linke Hand geblieben. Mißliebige Fremdarbeiter wegschicken, während doch, bei andauernder Konjunktur, das Einstellen so belebend wäre; Fabrikführungen mit Gästen zweiter und dritter Klasse «jetzt kommen wir in die Gießerei; darf ich die Herrschaften bitten, Helm und Brille anzuziehen...».

Er war mit der fremden Stadt nicht verwachsen; die Kinder waren schon groß und würden bald ihren eigenen Weg gehen. Und so griff er zu, als er das Inserat sah und ihm sein Vetter erst noch telefonierte, das Haus werde frei, der bisherige Inhaber ziehe fort, ins Nachbartal. Sie wurden bald handelseinig. Die früheren Besitzer, die den Wirtschaftsbetrieb nicht ohne Geschick aufgebaut hatten, waren froh, daß ihr Haus in gute Hände kam.

Seine Frau, eine aktive Person, gelüstete es schon lange nach einer Beschäftigung, nach einer Rolle im Leben. Er dachte vorerst nichts anderes, als die Pension im bisherigen Stil weiterzuführen; vielleicht konnte er die Saison gegen den Herbst und gegen das Frühjahr zu noch ein wenig verlängern. Die Gäste, wenigstens die schon mehrjährigen, würden wieder kommen, die galt es zu behalten.

Nun mußte er noch das Wirtepatent erwerben und dazu einen Kurs in der Kantonshauptstadt besuchen. Der Lehrstoff fiel ihm nicht schwer; in den Weinen kannte er sich aus, und von den Genüssen der Tafel hatte er als Personalchef auch etwas verstehen müssen. Und seine Frau kochte leidenschaftlich gern. So begann alles, wie wenn sie schon lange dagewesen wären.

Eines Tages, wie er vor dem hinteren Tor, früher das Scheunentor, Holz spaltet – der Inn glitzert, der Wind spielt mit dem Laub der Birke an der Hausecke – tritt einer der Gäste herbei und schaut zu. Ein hoher Offizier, Kommandant eines Armeekorps, der seine Ferien am liebsten an einem stillen Ort verbringt. Der Gast schmunzelt: «Sie habens los, wie ich sehe!»

«Ach ja, was man schon als Junger konnte, verlernt man nicht.»

«Als Junge hab ichs auch gekonnt, wissen Sie, wir hatten eine Tante in Hombrechtikon, die ließ uns Holz spalten. Dann gabs Kuchen und Himbeersirup. Und dann, wenn sie weg war, rauchten mein Vetter und ich Zigaretten im Schopf.» Er schien seinen Erinnerungen nachzuhängen und sagte wie beiläufig:

«Wenn Sie gerade etwas zu besorgen haben, kann ich gern eine Stunde weiter spalten», und dann wie entschuldigend, «meine Frau will nämlich heute Morgen Briefe schreiben.»

«Ja, gut, aber Ihre Kleider – soll ich Ihnen nicht wenigstens eine Überhose geben?»

«Nein, nein, diese Wanderhose sollte das schon aushalten.»

Der Wirt Dumeng schaute ihm eine Weile zu. Anfangs tat er noch ungeschickt, aber nach einer Weile ging es schon besser, und so ließ er ihn machen. Nach einer Stunde lag schon ein netter Haufen Scheite vor dem Hackstock. Dumeng stellte es lobend fest, als er vom Dorf zurückkehrte:

«Nun werden Sie sicher müde sein?»

«Im Gegenteil; mir ist erst recht warm geworden, und körperlich müde zu werden ist genau das, was ich brauche. Wissen Sie, früher kam ich bei Truppenbesuchen noch ein wenig zum Laufen. Aber heute pressiert alles so. Und so komme ich fast nicht aus dem Auto oder, noch schlimmer, aus dem Helikopter heraus.» Er erwartete für seinen harmlosen Wortwitz ein Lachen und bekams.

«Ja, dann spalten wir halt zu zweit», sagte Dumeng, holte sich eine zweite Axt und einen zweiten Scheitstock, den er in vernünftiger Entfernung zum anderen aufstellte. So spalteten sie, bis das Zeichen zum Mittagessen ertönte, eine Kuhschelle. Der Offizier war begeistert. Er fühle sich herrlich gelöst, sagte er, und verspüre endlich einmal rechtschaffenen Hunger unter dem Brustbein. Ob er morgen wieder spalten dürfe? Was wollte Dumeng sagen?

«Unter der Bedingung, daß ich den Taglohn vom Pensionspreis abziehen darf», scherzte er.

Der Offizier spaltete nun jeden Tag ein paar Stunden, bald am Vormittag, bald am Nachmittag. Strahlend nahm er Abschied, spendete überschwengliches Lob für die herrliche Lage, für die gute, kräftige Engadiner Küche und streute reichlich Trinkgelder aus. Vor allem aber rühmte er das Holzspalten, das ihm besser bekommen sei als Bergtouren und Bäder zusammengekommen. «Sparen Sie meine Axt für das nächste Jahr auf und eine schöne Beige Holzklötze auch. Einverstanden?»

Dem Dumeng machte die Sache zu schaffen, nicht allein, weil sein prominentester Gast am Holzspalten ein derartiges Vergnügen gefunden

hatte – es paßte übrigens ganz zu ihm: er hatte sich gar nicht gefragt, welchen Eindruck das auf die andere Gäste machen könnte –, sondern, daß das Holzspalten offensichtlich so gesund sei. Die meisten im Dorf spalteten ihr Holz selber, kurz für den Herd, lang für den Ofen; man fand neuerdings kaum jemanden für diese anstrengende und als monoton geltende Tagelöhnerarbeit. Ein paar Tage später mußte Dumeng mit seinem Rheumatismus zum Arzt. So nebenbei fragte er ihn, was er, der Mediziner, vom Holzspalten als körperliche Ertüchtigung halte. Der Arzt schaute ihn etwas belustigt an, doch als Dumeng die Geschichte mit dem Gast erzählte, war der Arzt nicht dagegen, daß man das Holzspalten als Sport betreibe. «Eine anstrengende Arbeit, die viele Kalorien verbraucht», meinte er, «gute Bewegungsabläufe», er lachte, «ha, ha, das ist ja ein ganzes Turnprogramm!» Er stand auf und mimte die Arbeit, kommentierte zugleich: «Arniheben und Schlag; Armsenken mit leichter Rumpfbeuge nach vorn, und dies mehrmals hintereinander; dann starkes Rumpfbeugen zum Aufheben der Klötze; Strecken und Schlag – doch, doch, da ist schon etwas dran», fand er, «dabei wohltuend der sichtbare Erfolg der Arbeit, das Treffen, die Wirkung des gut gezielten Axthiebes, der Klotz fliegt mit einem dumpfen Knall auseinander, der Scheiterhaufen wächst, es riecht nach Harz, man ist im Freien, man atmet tief, es gibt Hunger...

Also, für einen Bürohocker oder einen Intellektuellen wüßte ich nichts Besseres», schloß er schmunzelnd.

Dumeng grübelte nicht lange darüber nach, sein Plan war gefaßt. Schon nächstes Jahr baute er das Holzspalten in die Saison ein und erwähnte es auch im Prospekt, zunächst einmal nur beiläufig, ohne Bilder. «Ferien im Engadin, verbunden mit Arbeitstherapie. Wissenschaftlich empfohlen für Leute mit sitzender Lebensweise, wie Professoren, Staboffiziere, Geschäftsleute, höhere Beamte, Manager. Individuelle Programme, dosierte Abmagerung und körperliche Stärkung zugesichert. Die Kur steht unter ärztlicher Aufsicht.» Nun, in der Werbung hatte er gewisse Erfahrungen. Den letzten Satz hatte er hingeschrieben, ohne den Arzt in Zernez gefragt zu haben, ob er allenfalls bereit wäre, seine Kurgäste zu betreuen. Er hatte das richtige Gefühl (wie es sich hernach bestätigte), daß der Arzt nicht dagegen sein konnte, und ließ das Inserat los.

Der Erfolg war erstaunlich. Schon Ende Februar war der Sommer ausgebucht, und nach den Telefonanrufen und Briefen zu schließen, gab es Leute, die sich von der Kur, verbunden mit Arbeitstherapie, etwas versprochen. Da galt es, die hohen Erwartungen nicht zu enttäuschen und alles fein säuberlich für den Saisonbeginn bereitzustellen: Äxte, Scheitstöcke, genügende Beigen

getrockneten oder dann ganz grünen Holzes, vor allem aber den Arzt in das neue Unternehmen einzuspannen. Eingangsuntersuchung natürlich – man weiß nicht, wer da kommt. Und wenn mir einer am Scheitstock plötzlich zusammensackt? Betreuung während der Ferien, pardon, Kur, und eine Untersuchung am Schluß, Austrittsmusterung gewissermaßen. Der Arzt war skeptisch, doch dünkten ihn die Honorare nicht unwillkommen, und so begab er sich ab Ende Juni jeweils an einem Wochentag nach Lavin in die Pension, wo man ihm ohne übertriebenem Aufwand eine Kammer als Untersuchungszimmer eingerichtet hatte.

Die Methode ließ sich gut an. Man hackte im allgemeinen am Morgen und ließ den Nachmittag zur freien Verfügung der Kurgäste: Wandern, Bäder im nahen Thermalkurort, aber mit der gebotenen Vorsicht, Ruhe und Lektüre je nach Wunsch. Auch die Ernährung – der Arzt hatte sich nun doch stärker eingeschaltet – wurde für die Kuranten (sie besetzten in der Hochsaison fast alle Betten) nach neuesten ernährungswissenschaftlichen Erkenntnissen geplant, wobei auch die einheimischen Gerichte ihren Platz im Menü bekamen. Das macht meine Kur erst recht unverwechselbar, sagte sich Dumeng. Auch die Schlafenszeiten wurden eingehalten, dank sanfter Aufsicht und milder Beratung durch das Wirteehepaar.

Der Erfolg war dazu angetan, die Phantasie des Direktors der Pension «Prasüras» (die Bezeichnung 'Wirt' paßte eigentlich nicht mehr) weiter anzuregen. Nur wenige unter den Kurgästen hatten sich kritisch geäußert, indem sie das Programm zu wenig systematisch, die Freizeit zu flau, die Ernährung zu freizügig fanden; die meisten erklärten sich voll befriedigt, prächtig erholt, körperlich und geistig erstarkt und versprochen, im nächsten Jahr wieder zu kommen. Der Arzt bestätigte bei der Schlußvisite, was sie schon wußten: Blutdruck gesunken, prima Reflexe, erhöhtes Wohlbefinden in jeder Hinsicht.

Nun kamen die Anmeldungen, durch fleißige Mundreklame begünstigt, ganz spontan, sodaß neben den beim Abschied (und wie fröhlich wurde er gefeiert, mit dem symbolischen Scheit aus dem Vallatschawald – die kleine Axt sollte erst später als Auszeichnung dazukommen–) vorangemeldeten Reservierungen andere so rasch eintrafen, daß schon beim ersten Schneetreiben in den Lärchen über dem Inn der Sommer bereits ausgebucht war. Da galt es, rasch zu handeln, wollte man der Dynamik der Unternehmung nicht den Rhythmus nehmen, wie Dumeng Deraigisch, ehemaliger zweiter Personalchef, in einem jener Selbstgespräche vor sich hinmurmelte, die er, zur Klärung seiner Gedanken, gern dem Inn entlang führte. Es hieß: ausbauen. Nicht nur

räumlich, indem mehr Zimmer beschafft würden. Im Hause gings nicht, aber ein Nachbarhaus konnte als baufällige Hütte unschwer erworben und mit etwas Druck bis zum nächsten Saisonbeginn als *Dépendance* ausgebaut werden. Es galt nötigenfalls, dem Baumeister mit einer Sonderprämie Beine zu machen. Nein, der ganze Kurplan wollte neu überdacht, ausgegliedert, vervollkommen werden. Das Herzstück der Kur, das Holzspalten, mußte feiner auf die Bedürfnisse und Anlagen der Kurgäste abgestimmt werden. Letztes Jahr waren einige schwächlichere Gäste an den astigen Tannenklötzen fast verzweifelt. Da mußte feines Birkenholz her; es ist zwar hier im Hochtal selten; aber nötigenfalls kann man es von außen herbringen.

Auch die Ernährungspläne sind zu überprüfen, vielleicht mit Hilfe eines Universitätsprofessors unter den neuen Gästen. Nein, nein, das Ganze mußte viel überlegter, viel attraktiver, viel besser, kurz, viel wissenschaftlicher werden. Auch das Personal machte ihm Sorge. Wozu kommen die Leute von weit her? Um gesund zu werden, oder nicht? Um jung zu bleiben? Also mußten sie von Jugend umgeben sein, wenigstens bei den Mahlzeiten. Junge Mädchen in einer neu zu entwerfenden, hübschen Tracht, sparsam im Stoff und ein wenig an die Engadiner Tracht angelehnt, wären wohl das Richtige. Aber wo treibt er diese Mädchen auf? Die vom Dorf sind alle schon in Stellung im Unterland; die kommen nicht wegen einer mageren Sommersaison herauf, oder er müßte ihnen saftige Löhne zahlen. Übrigens zum Thema zahlen. Die Pension ist viel zu billig, jetzt mit der obligaten Kur ohnehin – der Arzt findet es auch. Er muß die Preise kräftig hinaufdrücken. Seine Frau wird dagegen sein; sie träumt immer noch von der gemütlichen Pension mit Familienanschluß. Aber das ist vorbei, endgültig vorbei nach dem Erfolg des letzten Sommers, diesem Erfolg, den es umsichtig, aber energisch, planmäßig aber unerschrocken auszubauen gilt. Erst dann kann er mit gutem Gewissen für seine Institution werben. A propos Institution – die Bezeichnung «Pension» paßt auch nicht mehr, trotz dem Zusatz «mit Arbeitstherapie». Sein Haus muß eine seriöse Kappe bekommen. «Zentrum», «Anstalt»? Diesen letzten Ausdruck verwirft er sofort mit Widerwillen. «Klinik»? Das wäre schön, aber so weit ist es noch nicht. «Institut»? Ja, Institut ist das Richtige. Nur darf er dann nicht mehr allein signieren; was weiß ich, der Gemeindepräsident und der Landammann. Er wird ohnehin früher oder später an eine Aktiengesellschaft denken müssen, beim Bedarf an Mitteln, der sich da abzeichnet. Ja, das Ganze nimmt in beängstigender Weise Form an. Das mit der Bauerei ist schon zu machen; aber die Mädchen, und erst noch Mädchen mit etwas Umgangsformen... Vielleicht kann er die Bäuerinnenschule dafür ge-

winnen, daß sie während einiger Monate ihre Schülerinnen an ihn abgibt. Praxis, Kochen, Servieren. Ja, er muß sich wohl bald auf die Socken machen, wenn er alles ins Lot rücken will.

Und dann die Freizeit. Das war überhaupt nichts, letztes Jahr: Wandern, Ruhe, Lektüre. Die Gäste spalten zwei, drei Stunden, essen, und dann sind sie ganz sich selbst überlassen. Machen den guten Erfolg der Kur wieder zunichte, trinken Bier oder noch Schlimmeres, wie das farbige Gesöff, und gondeln mit dem Wagen im Engadin herum, holen sich in Samnaun zu halbem Preis eine Flasche Whisky und eine Beule im Schutzblech. Sie sind überhaupt etwas verloren, die Gäste, nach der strengen körperlichen Arbeit des Morgens. Zu plötzlich sich selbst überlassen. Fast verraten müssen sie sich vorkommen. Nein, nein, ein durchgehendes Programm, fein ausgewogen und genau errechnet, ein Programm, das fast unmerklich, wohltuend fließend, von Punkt zu Punkt fortschreitet, ein Vierundzwanzigstundenprogramm.

Auch die Spalterei muß viel attraktiver, viel lustiger werden. Vielleicht nimmt er das Sägen der Blöcke dazu, etwa mit der Zweimannsäge, für Introvertierte; da können sie sich entkrampfen. Und für Begabtere das Behauen von Balken nach alter Art, mit der rußigen Schnur, der Hochaxt und dem Breitbeil, alles unter Anleitung eines Zimmermanns. «Aber wohin mit dem vielen Holz?» fragt eine meckernde Stimme wie aus dem Fluß. Keine Angst: wir können es verkaufen; es hat im Tal noch viele Leute ohne Zentralheizung, oder, noch besser, wer will, kann es mitnehmen für das Cheminée.

Seht ihr die Idylle? Vor den Gästen das knistern-de Feuer: «Schönes Holz haben Sie da, Herr Direktor», sagt einer. Er lächelt und schiebt noch ein Lärchenscheit darüber; dann, halb zur Gesellschaft gewandt, damit er die Wirkung besser auskosten kann, «ja, und erst noch selber gespalten.»

«Was, du kannst Holz spalten?» ruft es. Die Herren lachen und schlagen sich aufs Knie, die Damen lächeln ihm hold zu. So ein Mann, wer hätte es gedacht. Nun kann er loslassen mit der Kur, das Engadin heraufbeschwören, die knatternde, klopfende *Matinée* am schönen grünen Inn...

Oh, es gibt viel zu tun; er muß auf die Reise: Äxte kaufen, größere und kleinere. Und wozu ist sein Bruder Ingenieur? Der soll ein Manometer für den Holmen entwickeln zum Einbauen, da wird jeder Schlag gemessen, und die gespendeten Kalorien sind nach jeder Stunde zusammengezählt und ablesbar. Für die ganz Pedantischen und die Schwächeren wird es kleinere Äxte geben, Beile, die können Kleinholz spalten, dünne Scheiter zum Anteuern. Einem flog letztes Jahr ein Scheit an den Kopf; einer schnitt sich

1

in den Finger; ohne kleine Unfälle wird es nicht abgehen. Überkleider braucht es auch, solche aus erstklassigem Stoff, in mehreren Farben, in allen Größen. Aber die Individualität muß auf jeden Fall gewahrt bleiben. Keine Uniformierung, aber ein Signet am Ärmel, warum nicht? Wenn einer will, kann er auch im Wanderanzug spalten; ja, da würde er ihnen sehr viel Freiheit lassen.

Aber was geschieht mit dem Nachmittag? Das war wirklich nichts im letzten Sommer. Ein Schwimmbad muß her, halb unter Dach, halb im Freien, vorgewärmt natürlich. Turneinrichtungen, Tischtennis, eine Kegelbahn, ja, das ist prima: nur Spiele, die mit Holz zu tun haben, Boccia, jawohl, vielleicht Mazza, den Bauerngolf. Und dazu gibt es geführte Wanderungen, botanische und mineralogische Exkursionen, zum Katzensgold am Piz Mezdi, zu den verfallenen Silberminen im Val S-charl. Die Pilzsucher sollen auch auf ihre Rechnung kommen; es gibt ja immer mehr von diesen Käuzen. Und warum nicht die schönen Nachbardörfer besichtigen? Für den Lehrer soll auch etwas abfallen.

Eins ist sicher: das Auto wird bei der Ankunft eingestellt und darf während der Kur nicht benützt werden. Wenn sie wollen, können sie's in der Zwischenzeit instand stellen lassen.

Merkwürdig, wie eines das andere nach sich zieht. Durchplanen, das ist die Devise; die Atmosphäre der Euphorie darf die Gäste nie verlassen. Dafür, nur dafür sind sie da: er, seine Frau, ein Dienerehepaar, eine erstklassige Küchenequipe. Es gibt Diätkost nach allen Regeln und viel Einheimisches als Surprise. Die jungen Mädchen würden eine ansteckende Jugendlichkeit und permanente gute Laune verbreiten. Die können da allerhand lernen, schon vom Zuhören.

Ja, es ist schwindelerregend, was ihm da alles blüht. Er kommt sich vor wie der Zauberlehrling. Der Inn rauscht lauter, hier, wo die Felswand bis an den Feldweg heranrückt. Er darf sich nicht überfluten lassen. Nur hübsch eines nach dem andern...

Und Geld braucht er auch die Menge, jetzt, da er bauen will, die alte Hütte nebenan bewohnbar machen, und erst noch das Schwimmbad; das muß er allenfalls noch ein Jahr zurückstellen. Überlupfen darf er sich nicht. Solid kalkulieren, aber dabei auch tapfer riskieren. Kredit bekommt er schon. Plötzlich entdeckt er, daß er schon wieder heimzu geht. Am Ufer des Inn. Er ist ganz benommen, er muß ein wenig Ruhe eintreten lassen. Dann planen, morgen und übermorgen. Und anfangs nächster Woche geht's auf die Reise, von Besprechung zu Besprechung. Fast wehmütig blickt er auf die adrett aneinandergereihten Scheitstöcke unter dem Vordach. Ihnen verdankt er seinen Erfolg. Doch ob er je wieder zum Holzspalten kommt?

Nein. Ich saß da und dachte. Nein. Ich lief nicht wie ein streunender Hund durch nächtliche Straßen. Nein. Ich schlief nicht, in diesen Stunden. Nein. Wachte auch nicht.

Es war keine beruhigend schöne Mondnacht. Nicht einmal eine schöne Halbmondnacht. Es war nicht hell und warm. Kein lauer Regen. Und beim Eintreten kein warmes Zimmer. Kein Zimmer zum Wohlfühlen. Auch kein Blick auf das nächtliche Meer. Auf brechende Brandung an steilen bizarren Felsen. Nicht einmal der Blick auf einen lichtdurchfluteten Laubbaum. Auf Wiesen. Kein Grün, draußen.

Und in dem Raum kein natürliches Licht. Aber auch kein grellrotes Flackern. Kein Stahlblaues. Keines in dem Grün italienischen Eises.

Es war nicht angenehm, an diesem Abend. Weder beruhigende Musik aus dem auf Raten abzählbaren Radioapparat, noch todesleere Stille. Und ich war nicht gutgelaunt. Hatte keinen erfolgreichen Tag hinter mir. Keinen irgendwie besonderen Tag.

Ich hatte nichts Böses vor. Führt nichts im Schilde. Plante kein Verbrechen. Beabsichtigte nichts Gesetzwidriges. Solches könnte ich nicht behaupten. Nein. Das nicht.

Ich wollte kein Verbrechen begehen. Nein.

Mir war nicht elend zumute. Mir war nicht anders zumute als sonst auch. Ich war nicht todmüde. Nicht, daß ich nicht von der Arbeit erschöpft gewesen wäre. Aber nicht todmüde. Und kein Schlafbedürfnis. Überhaupt kein besonderes Bedürfnis.

Ich schaltete den Fernseher nicht später ein als sonst auch. Drehte ihn nicht früher ab als sonst auch. Kein Zurückdrehen des Tones. Auch bei der Werbung nicht. Nein. Dessen habe ich mich nicht schuldig gemacht.

2

Nein. Ich verbrachte den Abend nicht anders als jeder andere Bürger. Hatte keine Wut auf mein gewöhnliches Dahinleben. Keine Wut auf die tagtäglich gleiche, in Minutenabständen sich wiederholende Arbeit. Keine auf die Vorgesetzten. Oder auf mich selbst. Nein. Keine Wut.

Ich dachte nicht einmal daran, Wut in Erwägung zu ziehen. Ich hatte nicht solche Gedanken. Nichts ähnliches. Solche und ähnliche Gedanken hatte ich nicht. Nein. Solche Gedanken nicht.

Ich weiß nicht mehr, was ich dachte. Aber ich dachte nichts Besonderes. Auch nichts Ungewöhnliches. Nichts Aus-der-Reihe-Fallendes. Nichts Undemokratisches.

Ich bin nicht schuld, daß es so kam. Bin nicht schuld an dem Vorfall. Nicht schuld eines Verbrechens. Nicht schuld.

3

Nein. Ich warf die Zigarette nicht halbgeraucht in den Aschenbecher. Ich ließ das Glas dunkelroten Weines nicht ungetrunken stehen. Ich brach keine Unterhaltung mitten im Satz ab. Ich führte überhaupt keine Unterhaltung. Nein. Das habe ich nicht getan.

Nein. Ich nahm mir nicht vor, nicht mehr zur Arbeit zu gehen. Ich nahm mir nicht vor, den Fernseher auf die Straße zu schleudern. Ich nahm mir nicht vor, Vorgesetzte zu beschimpfen. Ich nahm mir nicht vor, die Wohnung zu demolieren. Ich nahm mir nicht vor, zu fliehen. Vor niemanden und nichts.

Nein. Ich wollte sie nicht anschreien, als sie eintrat. Ich wollte sie nicht schlagen. Ich wollte ihr nichts antun. Ich tat ihr nichts. Ich schrie nicht. Ich schlug sie nicht. Ich tat nichts. Ich sagte nichts. Kein Wort. Aber auch kein vorwürfiges Schweigen. Nein. Das nicht. Weder das eine noch das andre.

4

Nein. Ich weiß nicht, was ich dachte, als sie sich setzte. Da war nichts Außergewöhnliches. Ich weiß nicht, was ich dachte, als sie zu sprechen begann. Da war nichts Bedenkenswertes. Ich weiß nicht, was ich dachte, als sie alles aus sich herausredete. Da war nichts zum Aufhorchen. Nein. Nichts geschah. Ich rührte mich nicht von der Stelle. Bewegte die Hände nicht. Machte keine bedeutungsvolle Gesten. Keine Zeichen. Nein. Keine Zeichen.

Ich starrte sie nicht an. Das Erstaunen veränderte meinen Gesichtsausdruck nicht. Es gab kein Erstaunen. Nicht einmal das. Ich wäre des Erstaunens nicht fähig gewesen. Nicht des Erschreckens. Des Auffahrens. Des Argwöhnens. Nicht einmal des Argwöhnens.

Es geschah nichts. Ich stand nicht auf. Berührte sie nicht. Umarmte sie nicht. Wurde nicht grob. Ich tat nichts Unzüchtiges. Nichts Obszönes. Es gab keine Vergewaltigung. Nein. Das nicht. Keine Vergewaltigung.

Ich tat nichts Besonderes. Ich dachte nichts Besonderes. Ich erwartete nichts Besonderes.

Ich hatte keinen Streit erwartet. Ich hatte nichts erwartet. Streit hatte ich nicht erwartet. Sicher nicht. Nein.

Es kam nicht so, wie ich es erwartet hatte. Nein. Es kam nicht so. Keinesfalls so. Nein.

Ich achtete nicht darauf, was sie tat. Ich achtete nicht auf sie. Sie nicht auf mich. Keine Achtung im Raum. Kein Beobachten. Kein Lauern. Und keine abschätzigen Blicke. Nein. Nichts Abschätziges. Das nicht.

Nein. Ich dachte nicht daran, sie zu töten. Ich dachte nicht daran, sie am Leben zu lassen. Solche Gedanken gab es nicht. Ich fragte mich nicht, ob ich sie umbringen sollte. Ich fragte mich nicht, ob es richtig sei, sie am Leben zu lassen. Solche Fragen gab es nicht. Ich nahm mir nicht vor, sie zu erwürgen. Ich nahm mir nicht vor, sie am Leben zu lassen. Solche Vorsätze gab es nicht. Ich dachte nicht an ihren Tod. Ich dachte nicht an ihr Leben. Ich dachte nicht an sie. Und nicht an mich.

5

Nein. Ich war nicht außer mir. Ich war nicht außer Sinnen. Ich war nicht in äußerster Erregung. Ich war nicht in höchster Aufwallung. Nein. Das alles nicht.

Da ist nichts zu bestreiten. Nichts zu sagen. Nichts da. Nein.

Ich erinnere mich nicht. Ich erinnere mich an nichts. Keine Erinnerung an diesen Augenblick. Kein Augenblick, der der Erinnerung wert gewesen wäre. Nichts zu erinnern. Nein.

Ich war nicht von Sinnen. Nein. Da ist nichts zu erinnern. Nein. Da ist nichts zu bestreiten. Nein. Da ist nichts zu sagen. Nein. Nichts da. Nein. Es war nichts, beinahe nichts.

6

Nein. Ich öffnete nicht das Fenster, um meiner Übelkeit abzuweichen. Hielt den Kopf nicht unter kaltes Wasser. Betrachtete mein erbleichtes Gesicht nicht im Spiegel. Wusch kein Blut von den Händen.

Nein. Ich legte mich nicht hin, um auszuruhen. Legte mich nicht hin, um in vergessenden Schlaf zu fallen. Um das Geschehene dem Schlaf anheimfallen zu lassen.

Nein. Ich wartete nicht auf das erste Licht des beginnenden Tages. Wartete auch nicht auf das Gekreis der Vögel im Morgengrauen. Nicht auf das langsame Hochkriechen der Sonne hinter schmutziggrauen fensterlosen Wänden. Auf die gleißende Helligkeit später Stunden. Ich wartete nicht. Nein. Das nicht. Kein Warten. Nein. Das nicht. Kein Warten. Nie ein Warten.

7

Nein. Ich machte mir kein Frühstück. Stellte keinen Kaffee über. Holte nichts aus dem Kühlschrank. Ich aß nichts. Ich mochte nichts essen. Hatte keine Lust zu essen.

Ich brach nicht zur Arbeit auf. Machte keine halbstündige Fahrt durch überfüllte Straßen. Ich setzte mich nicht einmal in das Auto. Nein, das wäre mir nicht eingefallen.

Ich erwartete kein plötzlich eintreffendes Ereignis. Jetzt nicht mehr. Ich hatte keine Hoffnungen auf Entkommen. Jetzt nicht mehr. Ich hoffte nicht, ich könnte es ungeschehen machen. Jetzt nicht mehr. Nein. Keine Hoffnung. Keine Erwartung mehr. Hatte keine Sehnsüchte mehr. Ich hatte nichts mehr. Nein. Nichts mehr.

8

Nein. Mich ängstigte kein Läuten an der Tür. Das Läuten an der Tür ängstigte mich nicht.

Mich brachte kein Blitzen eines Düsenjägers in der Sonne auf andre Gedanken. Das Blitzen des Düsenjägers in der Sonne brachte mich nicht auf andre Gedanken.

Mich ließ kein Anblick verzweifeln. Der Anblick ließ mich nicht verzweifeln.

Nein. Ich widerspreche mich nicht. Nein. Das wäre nicht meine Absicht. Nein. Ich lüge nicht. Nein. Niemals würde ich lügen. Nein. Das wäre meiner nicht würdig. Nein. Keine Lügen. Nein. Das lasse ich mir nicht gefallen. Nein. Diesen Vorwurf nicht. Nein. Nicht diesen. Niemals.

9

Ich vertusche nichts. Nein. Ich denke nicht daran, etwas zu vertuschen. Nein. Ich dachte nie daran. Nein. Ich vertusche nichts. Nein. Ich verbrannte keine Briefe. Warf keine Gegenstände in den Innenhof. Stürzte das Bücherregal nicht um. Zerschmetterte kein Geschirr am Boden. Trat die tot glänzende Mattscheibe nicht ein. Ließ kein Wasser überlaufen. Nein. Nichts dergleichen. Kein Vertuschen. Nein. Das nicht. Nie der Versuch des Vertuschens. Nichts dergleichen.

Nein. Niemand betrat die Wohnung. Niemand beobachtete mich. Niemand sprach auf mich ein. Niemand, der zu mir hätte sprechen können. Niemand, der mich hätte beobachten können. Niemand, der mich. Niemand, der. Niemand.

10

Nein. Ich starrte nicht stundenlang vor mich hin. Nicht in den Spiegel. Ich zerzauste nicht mein Haar. Zog keine Grimassen. Ich fuchtelte nicht wie wild mit den Händen. Weinte auch nicht. Ich zeigte keine Rührung. Gab nichts von mir. Nichts beachtete ich besonders. Ich achtete auf keinen Gegenstand. Nichts fiel mir auf. Kein Laut fiel mir ein. Nichts stach mir in die Augen. Keine vorbeigleitenden Wolkengebilde stachen mir in die Augen.

Ich achtete nicht auf den Verkehr. Schaute nicht auf die Fußgänger hinunter. Horchte in keinen Raum hinein. Beobachtete keine Fliegen. Merkte nichts von der vergehenden Zeit. Lauschte nicht mit geschlossenen Augen. Zwang mich auch nicht, die Augen offen zu halten. Nein. Das nicht. Nichts von dem. Nein.

11

Dem traumlosen Schlaf hing ich nicht nach. Nein. Ich sehnte mich nicht nach halbbewußten Traum-bildern.

Die Tagträume der Jugend wünschte ich nicht zurück. Nein. Ich hastete keinen vergangenen Gefühlen nach.

Keine abstrakten Sehnsüchte erfüllten mich. Nein. Ich dachte nicht an ferne Kontinente der Flucht.

Keine unerfüllbaren Begierden schwelgten in mir. Nein. Ich hatte keine listigen Hoffnungen.

Nichts von alledem. Kein Gedanke daran.

Nein. Keine solchen Gedanken.

Nein. Keine Gedanken.

Ich dachte nicht.

Nein.

Ich dachte nicht mehr.

Nein.

Nie mehr Gedanken.

12

Nie mehr denke ich. Nein. Ich werde nie mehr denken. Keinesfalls.

Nie. Nein.

Keine Gedanken fließen durch meinen Kopf.

Keine Gedanken wollen gesagt sein.

Keine Bewegung in den Gehirnganglien.

Keine Impulse.

Keine Zuckungen.

Nichts will gedacht sein.

Nichts will Wort werden.

Nichts drängt zu den Stimmbändern.

Nichts zur Zunge.

Kein Gefühl, das Wort werden will.

Kein Gefühl.

Kein Denken, das.

Kein Denken mehr.

Nein.

Kein Nichts mehr.

Nein.

Nichts mehr.

Nichts.



GERÄTE

5 Fotos Kollektiv
Michael Gaismair, Meran



si hoomb ins
 di paamen
 is gros
 insre weege
 genöömen
 hoam ze gean
 di öügn
 vrpuntn
 leim afes
 maul gschmiirt
 hier selln
 schtille sein
 olles genondr
 neemen
 lossn
 außrn darfe
 is gros
 drfault
 afan haufn
 insre wege
 asfaltiert
 ponza
 und woffn
 driibr
 si hoobm ins
 di leschtn zahar
 is gros
 di paamen gschtöüln ..



in dr leschtn
hilzan
hölzpruggen
hänget oar
zmöerns
af an schtricke
vö dr decken
oaha
mittlat
in wintr
mummedum
völl eis
mit eiszopfn
oahahängen
ummedumm
dr wint
mittlat
durchn poch
schwimmt
untrn eise
mei prugga
toolaus
drinndinnan
hänget oar
af an schtricke
vö dr decken oaha













Wenn «Arunda» für einen Bericht über die Malerin Karin Welponer als Autor nicht einen Kunsthistoriker auswählt, der etwas von Bildern und Zusammenhängen versteht, sondern einen Schriftsteller und unernsten Menschen wie mich, so erwartet man, hoffe ich, keinen tieferen Aufschluß über Wesen und Gestalt im Werk dieser Malerin. Überhaupt ist es ja so, daß kein Mensch den Text zu einer Bilderserie liest; wäre ja auch dumm.

Wenn die Bilder nicht für sich selber sprächen und wenn aus den Bildern nicht mehr hervorginge als aus so einem Text, wären die Bilder nicht wert abgedruckt zu werden. Texte wie der vorliegende dienen nur dazu, die leeren Räume zwischen den Bildern durch unauffällige, schwarz-weiße Zeilen auszufüllen und der Redaktion den Vorwurf zu ersparen, sie hätte es sich mit dem kommentarlosen Abdruck der Bilder zu leicht gemacht.

Vielleicht kann man einmal die Probe aufs Exempel machen: man druckt als Kommentar zu einer Bildfolge von Werken Picassos eine Analyse und den Lebenslauf von Monet ab, oder noch besser ein Kochrezept oder die Gewerbeordnung. Ich wette, daß das kein Mensch merkt.

Ein Teil des redaktionellen Leerraumes zwischen Karin Welponers vorzüglichen Bildern ist jetzt also schon ausgefüllt. Es reicht aber nicht. Es heißt weiterschreiben. Der Verfasser solcher Kommentare (das gleiche gilt für Vor- und Nachwörter) kommt sich leicht vor wie ein Schauspieler, dessen Partner den Auftritt vergessen hat. Er kommt und kommt nicht und der Schauspieler muß reden und gestikulieren, die Zeit überbrücken, bis der andere endlich doch kommt und der Abend gerettet ist.

Karin Welponer, die seltenste Unterart tyroler Gebirgsdohlen – kommt nur in einem Exemplar vor – ist am 16. Juli 1941 in Bozen geboren. Der Familienname erhielt seine Weihe durch Erwähnung in Herzmanowskys «Tyroler Drachenspiel», wo sechs einzeln aufgezählte Doctores Welponer und ein mehr anonymes Rudel Doctores Welponer als Mitglieder der Academia Claudia Felicitas auftreten, samt und sonders Urgroßonkel der Malerin aus verschiedenen Linien dieser weitverzweigten Familie.

Mit sechzehn Jahren ging Karin Welponer nach München. Es sei eine Flucht gewesen, sagt Karin Welponer, aber man dürfe das nicht mißverstehen: es sei eine Flucht aus der Enge gewesen. Es habe nichts mit Bozen zu tun gehabt, sie wäre auch nach München geflohen, wenn sie in Amberg oder in Bludenz aufgewachsen wäre. Erst studierte sie an der Blocher-Schule in München, dann an der Akademie bei Charles Crodel und Hermann Kaspar. Seit 1964, dem Jahr, in dem sie den Südtiroler Kulturpreis bekam, lebt sie als freie Künstlerin in München, wenn sie nicht, was häufig vorkommt, unterwegs ist, zum Beispiel in Alaska oder auf den Seychellen. Als ob eine Malerin mit so viel Fähigkeiten Landschaften der Phantasie zu erfinden





das Reisen notwendig hätte. Aber sie reist eben gern. Anfangs hat sie von Aufträgen der Werbebranche gelebt, hat einen Stil darin gefunden, der inzwischen schon plagiiert wird, was immer ein beruhigendes Gefühl für einen Künstler ist, ungefähr als ob man sich hinten an eine lange Schlange wartender Menschen anstellt, und man stellt nach einiger Zeit fest: jetzt haben sich schon welche hinter einem angestellt. Man hat dann das Gefühl, es geht vorwärts.

Nach vielen Gruppenausstellungen und (seit 1974) Einzelausstellungen in Deutschland, Österreich, Südtirol und Italien, lebt sie in zunehmendem Maß davon, wovon der Maler eigentlich leben soll: vom Verkauf der Bilder.

Da der Text immer noch nicht ausreicht, muß ich jetzt wohl oder übel auf das Wesen von Karin Welponers Malerei zu sprechen kommen. Wenn es im Raum der herkömmlichen Bildenden Kunst zwei Parteien gibt: die eher Abstrakten und die eher Konkreten, so gehört Karin Welponer zu den eher Konkreten. Die eher Konkreten tun sich schwerer, weil technische Unfähigkeit hier sehr leicht auffällt. Ein Maler, der sich in dieser Partei hält, hat immer schon einmal das Plus der Redlichkeit für sich. Karin Welponers «kurzes Temperament» (um einen Ausdruck Franz Tumlers zu gebrauchen, auf den mich die Malerin hingewiesen hat) eine exemplarisch südtiroler Eigenschaft, schlägt sich nicht in der Malerei nieder – wenn man die Bilder anschaut, sieht man, daß sie sehr sorgfältig und alles andere als schnell gemalt sind – sondern in dem Kurzschluß zwischen Inspiration und Plan.

Karin Welponers Blitze aus dem Phantasiehimmel schlagen ohne Umwege über den Zweifel in den Produktionsvorgang, so ungefähr.

So. Der andere Schauspieler ist gekommen. Ich kann aufhören zu reden. Die Sache mit der Bergdohle übrigens habe ich im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Künstlerin niedergeschrieben. Nur wer noch nie eine Dohle näher angeschaut hat, kann diesen Vogel als Gegenstand der Beleidigung auffassen. Die Dohle ist einer der geheimnisvollsten Vögel, ist wie alle Rabenvögel seit unvordenklichen Zeiten heilig und unbegreiflich.

In diesem Leben, sagt Karin Welponer, ist sie nur wie eine Dohle. Im nächsten Leben wird sie wirklich eine Dohle, lebt in der kühlen Welt, die sie jetzt malt und fliegt nur hie und da an einem Museumsfenster vorbei und schaut, wie drin ihre Bilder hängen.



«Oswald von Wolkenstein, ich und das Bild von St. Oswald in Kastelruth»

Foto-Film Penn, Kastelruth



Oswald schätzt Leute, die um seinen Nachruhm besorgt sind, es war eins seiner Anliegen, daß nicht binnen «kurzer Zeit niemand mein gedächte» ...

Die Kenntnis einer Urkunde, nach der er in Neustift 100 Mark Berner deponiert hatte, die nach seinem Tode von seinem Sohn abgeholt die Ausmalung einer Kapelle finanzieren sollten, hat mich inspiriert, auf derartige Hinweise zu achten.

Atz-Schatz gab solche, ebenso F. X. Wolff. Ich sah – ich konnte nicht aufhören, zu sehen. Eine überwältigende Schau. Oswald für den Freund seiner Gedichte. Bezüge zu Kl. 18, 19, 24, 23, 36, 109, 115, 130. Ich bemühte Experten, sie überzeugten sich – teils was den Zeitgenossen und Meister des Bildes betraf, teils was die Bildersprache im dichterischen Kontext seines Werkes aussprach. «Neun personier königlicher zier, die schauten da mit lachen so – tun dir die ring nicht leides?» – der historische, der größte Augenblick im Leben Oswalds, März 1415 in Perpignan. Weltleute auf der rechten Seite des Gekreuzigten – auf stolzen Rossen der König und seine Räte – als Hauptmann des Gotteshauses: Oswald. Links unterm Kreuz Oswald auf der Schwelle zur Ewigkeit, ein alter Mann, der sich in Sorge um sein schwindendes Augenlicht am Speer des Longinus festhält, gläubig an die Kraft der Seitenwunde des Gekreuzigten. Nicht mehr der selbstbewußte Dichter im allseits bekannten Topfhut, ordensgeschmückt – ein alter, abgemagerter Greis, unverkennbar die Ähnlichkeit mit dem Brixner Relief von 1408: das Altersbild Oswalds von Wolkenstein – seinen Freunden eine Kostbarkeit wie das aus der Handschrift B. Noch mehr der Schätze: in der Stifterecke ein Frauengesicht – das rosig getönte Portrait seiner Frau, die ihn, den im Fegfeuer Schmachtenden, fest an der Hand hält, jenseits des Todes im Glauben verbunden – beide bäuchlings auf einem Fasse in der Todesflut ewiger Errettung entgegentreibend. Das Faß der Rettung. Im Wortspiel vas = Gefäß = Maria, der Erbarmung Überfluß ... Das Bild Margareths – «rot, weiß, ein fröhlich angesicht» – das einzig existierende Portrait der wolkensteinischen Stammutter. Das Bild der geliebten Frau, der Mutter seiner sieben Kinder, ihm über den Tod hinaus verbunden.

Nicht genug damit: in einer raffinierten Anordnung hat er sich mit der schon zwanzig Jahre eher verblichenen Hausmannin unter dem Kreuz arrangiert: der Minnedichter mit herabgelassenem Visier auf der Seite der Erlösten beugt sich hinüber auf die andere Seite, wo ihr Totenschädel zähnebleckend, abweisend und kalt im pelzverbrämten Mantel hockt: bis in alle Ewigkeit redet er ihr zu «ich man dich, lieb, der wort» und «vil besser ist, mit ernen kurz gestorben zwar, wan mit schanden hie gelebt zwaihundert jar.»

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß er dies Bild mit intimster Kenntnis seines Lebens (es ist hier nicht der Ort für eine Aufzählung

zahlloser Einzelheiten) selbst vor seinem Tode skizzieren ließ, wie es den Gepflogenheiten berühmter Häupter seiner Zeit entsprach.

Ich habe nicht erwartet, für die Publikation dieser gerade zum Oswaldgedenkjahr memorablen Entdeckung Kränze gewunden bekommen. Aber daß sie einfach ignoriert worden ist, mit ein paar dürftigen Bemerkungen abgetan – das ist «die speis, der ich nit käu».

Drei Jahre vor dem Gedenkjahr 1477-1977 (daß es ins Haus stand, war den Kulturträgern des Landes noch gar nicht aufgefallen), habe ich dem Landeskonservator von dem Schatz geschrieben, den es in der weltabgeschiedenen Kapelle zu heben galt, ihm die Schritte anheimstellend, die erforderlich gewesen wären, um die Freske restauriert der Öffentlichkeit vorzustellen.

Er hat mich gar keiner Antwort gewürdigt.

Ich muß heute den Umstand glücklich preisen, der eine Restaurierung verhindert hat. Schon die Grundlage einer solchen Behandlung, die bei der lange geplanten Renovierung der Kirche in vermutlich konservierender Absicht appliziert worden ist, hat mehr Sehenswertes verdeckt als präsentiert.



Der Landeskonservator interessiert sich nicht für Oswalds Nachruhm.

Zwei Jahre vor dem Fest habe ich Athesia ein «Lebensbild» angeboten. Erzählerisch in der Form, zwar wissenschaftlich fundiert, gedacht für den Laien, eingeschlossen Gäste und Fremdlinge im Lande.

Der Lektor des Verlages, der die Auslese süd-tirolischer Literatur im 20. Jahrhundert trifft, befand, daß eine Arbeit über Oswald von Wolkensteiner nur von akademischen Würdenträgern in der adäquaten Form wahrgenommen werden sollte. Dr. Schwob wurde daraufhin damit beauftragt.

Aussagen stehen in seinem Werk «wissenschaftlich anerkennt» – die in meinigen, scharf angegriffen – die Ablehnung rechtfertigen halfen.

Ein Jahr vor dem Fest brachten die «Dolomiten» einen Aufsatz über das St. Oswald-Bild, wenn auch mit großem Fragezeichen versehen.

Foto-Film Penn, Kastelruth



Ein Beamter des Landeskonservators begründete des Amtes Ignoranz mit anderslautenden Bemerkungen einer Literatur, die sich offenbar bis dato gar nicht die Mühe gemacht hat, das Bild länger als mit dem flüchtigen Blick Pacher-Geschulter zu streifen. Auch nicht der Beamte des Landeskonservators. Sein Mangel an Information scheint durch den Titel voll ausgeglichen.

Aber das wissenschaftliche Organ des Landes deckt ihn, das Forschung, Bildung und Literatur des Landes maßgeblich präsentiert: der «Schlern»...

So weit – so gut. Nach allen Spielregeln wissenschaftlicher Kontroverse ist es dem in seinen Behauptungen Angegriffenen erlaubt, sich vor Ort in angemessener Form zu verteidigen. Respektive – seinen Standpunkt zu fundieren. Zu präsentieren.

Der «Schlern» hat meine Entgegnung in der Schublade verschwinden lassen. Auch für den «Schlern» existiert das Vermächtnis Oswalds in seiner Kapelle nicht. Der Familie von Wolkenstein bleibt die Stammutter in ihrem einzigen Konterfei vorenthalten.

Der Herausgeber des «Schlern» kann es sich leisten, telefonische Anfragen meiner südtiroler Freunde zu ignorieren. Ausländer, wenn auch gleicher Sprache, haben auf der südtiroler Kulturszene nichts zu suchen.

Auf den Hinweis eines engagierten Assistenten der Stuttgarter Universität hin sind, von Athesia veranlaßt, Aufnahmen einiger Einzelheiten des Bildes fotografiert worden. Mit dem Fragezeichen der unabgesicherten Position auch bei A. Schwob veröffentlicht. Trotz meines Angebots der Zusammenarbeit blieben mangels einer solchen wesentliche Teile des Bildes unbeachtet. Auch die Stamm-Mutter, auch Anna, die Hausmannin.

Inzwischen ist wenigstens die Tatsache von Wolkensteiners Kreuzigungsszene in den «Gesammelten Vorträgen der 600-Jahrfeier Oswalds von Wolkenstein Seis 1977» in einem kurzen Beitrag erwähnt worden. Zugänglich dem kleinen Kreis derer, die dergleichen lesen. Zugänglich den Wissenschaftlern der Wolkenstein-Forschung, gedruckt bei Kummerle in Göppingen (BRD).

Ist Tirol vielleicht gar nicht über einige journalistische Beiträge im Rahmen des Oswald-Jahres hinaus an seinem frühen Dichter interessiert?

Ist Tirol vielleicht nur an neuen Hotels, Straßen, Kanalisation und Kläranlagen interessiert?

Interessiert sich der «Schlern» gar nicht für Heimatforschung, wenn sie nicht auf eigenem Mist (der Schlernrunde) gewachsen ist? Oder gilt sein primäres Interesse gar nur der Schlernrunde und gar nicht der Heimatforschung?

Oder könnte es sich hier gar um den Fall handeln, daß eine Gesellschaft autoritärer Männer ihre Machtposition ausspielt, einer Frau das Recht zu verweigern, das Ihrige zu sagen?





GOTTHARD BONELL

DER ABGEWIESENE CHRISTUS

HERBST 1976

Bei der Renovierung des Klosters Muri Gries wurde ein altes Kellergeschoß in der Nähe der Klosterpforte zu einer Kapelle umgebaut.

Das gedämpfte Licht, die Porphyrmauern und das niedere, gedrungene Gewölbe betonen den romanischen Charakter des Raumes.

An der Stirnwand hätte ursprünglich der romanische Christus, der sich in diesem Kloster befindet, stehen sollen. Nachdem man diesen aufgestellt hatte, zeigte sich, daß er, wegen der düsteren Lichtverhältnisse und wegen seiner Ausmaße für diesen Raum nicht geeignet war. (Es brauchte Farbe).

Auf Vorschlag des Architekten, der mit der Renovierung des Klosters betraut worden war, wurde Gotthard Bonell eingeladen, die Kapelle zu besichtigen und sich mit der Gestaltung des Kreuzigungsmotivs zu befassen.

JÄNNER 1977

Hiermit arbeitete Bonell am Kreuzigungsthema. Nach gründlichen Studien in Museen und Bibliotheken begann er mit den ersten Zeichnungen. Ausgehend vom romanischen Christus gelangte Bonell über gotische und barocke Bilder schließlich zur persönlichen Darstellung des Themas. Die Schwierigkeit bestand hauptsächlich darin, eine zeitgenössische Darstellungsform zu finden. Dazu wählte er eine hohe und schmale Form (3,30 m x 60 cm), wobei er bewußt auf das horizontale, ruhende Element der Kreuzesform verzichtete. Durch diese Gestaltungsform sollte der niedere Raum optisch erhöht und Spannung zwischen den Bögen im Gewölbe und dem Kreuze erreicht werden. Chromatisch sollte sich das Bild dem alten Mauerwerke anpassen.

Auf mehrmaliges Drängen der Patres brachte Bonell seine Mappe mit ungefähr hundert Studienblättern ins Kloster. Dort wurden die Arbeiten besprochen. Nur wenige Patres waren mit der Konzeption nicht einverstanden; schließlich einigte man sich, dem Künstler freie Hand in der Ausarbeitung zu lassen. Kurze Zeit darauf legte Bonell eine Temperastudie in Originalgröße vor.

Der Maler sollte mit der Ausführung beginnen, dabei aber weniger Leiden und Tod, sondern Sieg und Auferstehung Christi betonen. Das Kloster wünschte keinen Grünewald-Christus.

FEBRUAR 1978

Bonell entschied sich, auf Holz zu malen. Dies sollte so beschaffen sein, daß dem Gemälde die Feuchtigkeit der Kapelle nichts anhaben könne.

MÄRZ 1978

Der Maler arbeitete in der Kapelle. Kurz vor Ostern wurde das Bild als abgeschlossen betrachtet. Ungefähr zehn Patres begutachteten es und äußerten in Gegenwart des Malers und eines seiner Freunde ihre Zufriedenheit mit dem Bild. Die RAI - Sender Bozen brachte im «Kunstkalender» einen Bericht über das Werk Bonells.

APRIL 1978

Wenig später erfuhr Bonell, daß einige Patres, die bei der vorhergegangenen Besprechung nicht anwesend waren, das Bild ablehnten: Der Künstler sei zu jung, um einen Christus zu malen; es genüge nicht, daß der Künstler sein eigenes Leiden male.

MAI 1978

Bonell arbeitete am Thema und überarbeitete das Bild.

JULI 1978

Nach ungefähr zwei Wochen intensivster Arbeit vollendete Bonell das Bild. Der Baum, Symbol des Lebens und die Landschaft verschwanden aus der Darstellung, Nägel und Wundmale wurden durch Stricke ersetzt. Dadurch beabsichtigte Bonell, die Figur allein sprechen zu lassen. Einer Pflanze gleich, aus den dunklen, braungrünen Erdtönen emporwachsend, sollte sie, immer heller werdend, einen Vergeistigungsprozeß darstellen: von der Erde zum Himmel, von Mensch und Gott, von der Nacht zum Licht.

SEPTEMBER 1978

Der Sommer verging. Interessierte Besucher versuchten, das Bild zu sehen, wurden aber meistens abgewiesen: es sei nicht fertig, die Kapelle nicht eingeweiht, man solle mit dem Maler selber kommen.

OKTOBER 1978

Der Maler erfuhr von Dritten, daß das Bild aus der Kapelle entfernt werden solle. Man habe bereits mit einem Bildhauer Kontakt aufgenommen und diesen gebeten, die Gestaltung des Altarraumes zu übernehmen.

Das Bild sollte zwar gekauft werden, aber man wußte nicht recht, wohin damit.

Mit dieser Lösung war Bonell nicht einverstanden.

Der Raum, den der Maler in die Konzeption seines Bildes bewußt einbezogen hatte, das diffuse von einem Kapellenfenster seitlich einfallende Licht, welches bestimmte Werkelemente besonders zur Geltung bringen sollte, und das alte Mauerwerk, worauf das Bild in seiner Farbwirkung abgestimmt war, alls dies stellte Komponenten dar, die für die Bildgestaltung unerläßlich waren. Der Maler bemühte sich, einem Klostervertreter seine Auffassung zu erklären, dieser jedoch war der Ansicht, dessen Christusbildung eigne sich nicht für ein Altarbild. Er bezweifle nicht den Kunstwert des Bildes, könne aber davor keine Messen zelebrieren. Der Maler beschloß, den von seinem Bestimmungsort entfernten Christus zurückzunehmen. Die Materialkosten wurden ihm vom Kloster vergütet.

Überraschend ist die Tatsache, daß nur wenige der Patres das Bild entschieden abgelehnt hatten, mehrere dafür waren, trotzdem sollte es nicht in der Kapelle bleiben dürfen.

Für Bonell war es mehr als ein Auftrag einer privaten Klostergemeinschaft; das Bild sollte allen zugänglich sein. Deshalb konnte er die Entscheidung des Klosters nicht akzeptieren.

Zur Zeit befindet sich das Bild als Leihgabe im Bildungszentrum Bozen, Dr. Streitergasse.

Der Kunststreit um den „Auferstandenen“ von Egger-Lienz - Interdikt

*Bilder und Text sind entnommen dem Werk von Wilfried Kirsch über ALBIN EGGER-LIENZ.
Edition Tusch, Wien*

Am 12. August 1925, einen Tag nachdem Egger-Lienz seinem Freund Dr. Köllensperger vertraulich mitgeteilt hatte, er denke daran, vor der Einweihung aus Lienz abzureisen, erschien im «Tiroler Anzeiger» folgende «öffentliche Erklärung»:

«Der Klerus des Dekanates Lienz stellt sich auf Seite seines Dekans und lehnt das Bild ‚Die Auferstehung Christi‘ im Bezirkskriegerdenkmal vom religiösen Standpunkte entschieden ab.»

So klein diese Notiz auch war, ihre Wirkung war – trotz einer Berichtigung, die am nächsten Tag erschien und in der klargestellt wurde, daß sich *nur ein Teil* des Dekanatsklerus mit dieser Erklärung identifizierte – beträchtlich. Im Dekanat Lienz hatten nur 15 von 32 ansässigen Geistlichen unterschrieben, im Dekanat Matrei in Osttirol waren es immerhin 12 von 15, eine von Monsignore Stemberger dem Bischof angekündigte weitere Liste aus dem Dekanat Sillian kam nie zu Stande. Das ergab also einen Gesamtstand von 27 Unterschriften (von denen einige auf *beiden* Listen auftreten) bei insgesamt 65 Geistlichen. Von einer Erklärung des Klerus konnte also korrekterweise keineswegs die Rede sein. Einige der Unterzeichner fügten ihrem Namen auch ihre ganz persönliche Meinung bei. So vermerkte etwa der Pfarrer von St. Jakob: «unwürdige Geschmacklosigkeit», der Virgener Pfarrer und sein Kooperator urteilten einhellig: «so mag wohl ein Hektiker aus dem Bade steigen – nicht aber ein Gottmensch in Verklärung aus dem Grabe.»

Der Konflikt, der mit dieser Solidaritätskundgebung erstmals an die Öffentlichkeit drang und dessen letzte Konsequenzen damals wohl keiner der streitenden Parteien vor Augen standen, hatte damit begonnen, daß Egger das fertig aus St. Justina mitgebrachte Bild des *Auferstandenen* trotz des Einspruchs Stembergers während einer mehrtägigen Abwesenheit des Dekans in der Kapellenwand einmauern hatte lassen. Stemberger behauptete später, der Maler habe ihm im Beisein Dr. Garbers bei der ersten Besichtigung des Freskos versprochen, auf dessen Anbringung in der Kapelle zu verzichten und wies darauf hin, daß dieses auch nicht im ursprünglichen Programm vorgesehen war. Der Maler hingegen berief sich auf das Votum des Dekanatsausschusses, der darauf bestanden habe, Eggers Bilderfolge vollständig zu übernehmen. Wenn sich Egger gerne zu seiner eigenen «Dickschädlichkeit» als einer Tugend bekannte, so erwuchs

ihm nun in Stemberger ein Widersacher, der diesen kapitalen Vorzug in nicht geringerem Grade besaß und der ihn bis weit über Eggers Tod hinaus unter Beweis stellen sollte. Stemberger ließ zunächst eine Kopie des *Auferstandenen* anfertigen, um seinem Oberhirten den Stein des Anstoßes vor Augen führen zu können. Bischof Waitz reagierte eher maßvoll:

«Das Bild, das Sie geschickt haben, macht allerdings einen verblüffenden und betrübenden Eindruck. – Das Volk wird sich mit dieser Kunst nicht befreunden können. – Die Bestimmungen des Codex sind so, daß man zwar Anlaß finden kann, gegen ein solches Bild aufzutreten, jedoch nicht gerade gezwungen ist. – Und wie die Verhältnisse jetzt liegen, würde ein Auftreten derzeit Verwirrung und Verstimmung in nicht wenigen Kreisen hervorrufen. – Ich werde schon in irgendeiner Weise Stellung nehmen, die den Anschauungen der Kirche zum Recht verhelfen wird . . . »

(Bischof Waitz an Dekan Stemberger, Feldkirch, 1.9.1925)

Die Tatsache, daß Bischof Waitz – ungeachtet der Klerikerproteste – am 8. September die Kapelle weihte, wurde so gedeutet, daß damit auch Eggers Bild des *Auferstandenen* gewissermaßen «approbiert» sei, und man war wohl allgemein der Ansicht, daß nun Gras über die Angelegenheit wachsen würde, was ganz im Sinne des Bischofs gewesen wäre. Dem war aber nicht so. Am 15. Oktober erschien im «Tiroler Volksboten» ein Aufsatz, dessen anonymen Verfasser seine Beschimpfungen des Werkes dem «Volksmund» abgelauscht haben wollte. Da wurde Holzmeisters Kapelle als «Waschkuchl» apostrophiert, das Fresko *Totenopfer* mit einer ortsansässigen Sarghandlung verglichen; von den *Namenlosen* hieß es, «es sei, als ob man eine Herde Schweine losgelassen hätte» und die Krieger seien «die reinsten Orang-Utane». Der *Auferstandene* wurde als «Schwindsüchtiger» und als «Indianerhäuptling, dem nur der Nasenring fehle» bezeichnet; den in der Kapelle beschäftigten Arbeitern sagte der Verfasser den Ausspruch nach, so hätten sie «in der Entlausungsstation ausgesehen», anderen die Äußerung, sie würden sich «schämen, wenn sie so einen Menschen in ihrer Verwandtschaft hätten» und so fort. Es kam zu heftigen Protesten in anderen Blättern und zum demonstrativen Austritt des Obmannes des Denkmalausschusses Solderer aus der Christlichsozialen Partei. Die neuerlich hochgehenden Wogen der Erregung kamen den Gegnern Eggers nur gelegen. Entscheidend für die weiteren Ereignisse wurde jedoch der Umstand,



daß ein römischer Prälat, Monsignore Lodovico Luzzani in jenem Herbst in Amlach bei Lienz zur Erholung weilte. Er machte, von Dekan Stemberger mit Abbildungen und Unterlagen ausgestattet, nach seiner Rückkehr nach Rom die Sache beim Heiligen Offizium anhängig und brachte damit in Gang, was Bischof Waitz und alle Einsichtigen gerne vermieden hätten: die Belegung der Kapelle mit einem Gottesdienstverbot.

Der einst so streitbare Maler ging unterdessen in St. Justina seiner Arbeit nach und nahm zu den Auseinandersetzungen nur noch insofern Stellung, als er Bestimmungen entwarf, die sein Werk schützen und verhindern sollten, daß künftig an der Kapelle und den zum Kriegerdenkmal gehörenden Arkaden irgendwelche Veränderungen vorgenommen würden. Der in einem Brief des Bischofs an Dekan Stemberger ausgesprochene Wunsch, «... das Bild der Vergessenheit anheimfallen zu lassen» sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Zwar hatte Waitz Ende Jänner 1926 eine «mildernde» Darstellung des Konflikts nach Rom gesandt, um seine gütliche Beilegung zu bewirken, aber im Schoße der Kurie ging nun alles seinen harten Gang. Am 6. Mai verhängte das Heilige Offizium über die Kapelle das Interdikt:

«Rom, 6. Mai 1926 – Hoch- und ehrwürdiger Herr!

Der hiesigen Allerhöchsten Kongregation des Heiligen Offiziums ist zur Entscheidung unterbreitet worden, was Deine Erhabenheit mit Schreiben vom 30. Jänner dieses Jahres über ein Gemälde vom auferstandenen Heiland, das der Künstler Egger-Lienz geschaffen hat, sowie über die Unruhen und Klagen, die von Klerus und Volk dagegen vorgebracht wurden, berichtet hat. Ihre Eminenzen, die Hochwürdigsten Herren Kardinäle, und ich, haben als Generalinquisitoren alles mit Bedacht überlegt und wie folgt beschlossen: Das in Frage stehende Bild soll zur Gänze aus der Kapelle, in der es angebracht wurde, entfernt werden. Wenn dies aber nicht sogleich geschehen kann, soll die Kapelle selbst dem Interdikt verfallen, so daß weder eine hl. Messe gefeiert noch so lange überhaupt eine andere gottesdienstliche Handlung vorgenommen werden darf.

Indem ich Deiner Erhabenheit diesen Beschluß mitteile, damit Du für seine Durchführung sorgst, bitte ich alles Heil und allen Segen für Dich vom Herrn.

Deiner Hoch- und Ehrwürdigsten Erhabenheit ergebenster
Kardinal Merry del Val.»

(Schreiben der Kongregation des Heiligen Offiziums an Bischof Waitz vom 6. 5. 1926. Original im Diözesanarchiv Innsbruck).

Egger wandte seinen Unmut, wie schon öfter zuvor, gegen die, die ihm wohl wollten und die in unzweideutiger Weise für ihn eingetreten waren und dies auch später immer taten. Er glaubte in einer zu wenig energischen Haltung der Denkmalpfleger Dr. Weingartner und Dr. Garber die «Schuldigen» auszumachen:

Das Beste wäre halt gewesen, wenn Ihr als die Conservatoren Tirols auf meiner Seite geblieben wäret und Euch nicht von den Laien einschüchtern hättet lassen; denn es handelte sich ja doch nur um eine Bosheit (siehe das betreffende Blättchen - - -) Ich habe von Dir noch Dr. Weingartner früher eine Einwendung gegen den Auferstandenen gehört; man hätte nichts gegen Euer berechtigtes Urteil sagen können. - - -

Ich habe jetzt nur zu sagen, daß ich mich etwa auf eine Zustimmung zur Zurücknahme des Frescos niemals einlassen werde, wenn es sich etwa um eine solche Zumutung handeln sollte. Wie ich überhaupt alle weiteren Angelegenheiten der Gedenkkapelle dem Schutze der Stadt Lienz überlassen habe.

Wenige Tage später, am 30. Juni, hatte Garber die leidige Aufgabe, als Abgesandter des Bischofs bei Egger in St. Justina zu intervenieren, um seine Einwilligung zur Entfernung des *Auferstandenen* und damit die Voraussetzung für eine Aufhebung des von Rom verhängten Interdikts zu erreichen. Die Folge war eine tiefgreifende Verstimmung, da der Maler sich nicht bereit fand, zwischen der über jeden Zweifel erhabenen persönlichen Solidarität des Freundes und der ihm auferlegten dienstlichen Mission zu unterscheiden.

Als Egger im Sommer, wenige Monate vor seinem Tode, in Lienz weilte, schrieb er an seine Frau: *Die Angelegenheit der Kapelle wird so ziemlich beigelegt werden?*

Darüber, wie diese immerhin noch mit einem Fragezeichen versehene Beilegung aussehen sollte, fehlt jeder nähere Hinweis. Sie kam jedenfalls nie zu Stande. Seit dieses Gottesdienstverbot verhängt wurde, sind über 50 Jahre vergangen. Es ist – entgegen anderslautenden Behauptungen – niemals rechtskräftig aufgehoben worden.



«HABEN SIE DIE MUTTER GOTTES GEKANNT?»

DIE PIETÀ VON KARL PLATTNER IN ALSACK

Auf Wunsch des Bürgermeisters von Mals schuf Karl Plattner für die neuerbaute Kapelle in Alsack 1959-60 eine große Pietà. Die in gewachster Kaseintempera auf Holz ausgeführte Arbeit hat die Maße 250 x 440 cm. Karl Plattner, der für seine Heimatgemeinde auf ein Honorar verzichtet hat – gezahlt wurden bloß die Unkosten – stellte das fertige Werk vorerst in der Bozner Dominikaner-Galerie aus, wo es weiters nicht beachtet wurde. Erst als es dann in der Kapelle von Alsack (Architekt Willy Gutweniger) montiert wurde, begann es Proteste zu hageln. Plattner versuchte das Werk zu deuten. «Es ist das uralte Thema einer Mutter mit ihrem toten Sohn!» - «Aber die Mutter Gottes hat nicht so ausgesehen!» protestierte der Geistliche. Darauf Plattner: «Haben Sie die Mutter Gottes gekannt?»

Bereits 1952 hat Karl Plattner durch eine religiöse Arbeit einen Skandal hervorgerufen. Das Kriegerdenkmal von Naturns mit einer Pietà als Zentrum wurde nicht nur nicht eingeweiht, sondern sogar teilweise zerstört und für Jahre zugemauert. ARUNDA hat darüber in der Nr. 2 «ZERSTÖRUNG» 1976 ausführlich berichtet. Beim Bild von Alsack wurde die Einweihung ebenfalls verweigert. Da sich auch die Tagespresse «Dolomiten» (früher) ablehnend gegen Plattner verhielt, wurden die Gegner in ihrer ablehnenden Haltung nur noch bestärkt. Die religiöse Aussage dieses Bildes wurde gründlich mißverstanden. Dabei bedeutete gerade dieses Bild in der großen Plattner-Ausstellung im Bozner Schloß Maretsch 1978 einen Höhepunkt.

Die Wende im Streit um die Alsacker Pietà brachte erst eine Stellungnahme des jetzigen Landeskonservators Dr. Karl Wolfsgruber, der sich für dieses Bild eingesetzt und es für ein religiöses Bild erklärt hat.

Nach dem Skandal um den «Auferstandenen» von Egger-Lienz und dem nicht weniger blamablen Versagen der «öffentlichen Meinung» anläßlich der Plattner-Bilder in Naturns und Mals-Alsack, wäre wohl auch ein gewisser Lernprozeß zu erwarten gewesen. Aber das Schicksal des «Gekreuzigten» von Gries scheint das Gegenteil zu beweisen: Das Werk des jungen Trudener Malers Gotthard Bonell wurde erst kürzlich – gewissermaßen bei Nacht und Nebel – aus der Stiftskapelle entfernt, weil jemand erklärt hat, er könne angesichts dieses Bildes keine Messe zelebrieren.



Karl Plattner: *Pietà von Alsack*



Du ärgerst dich über das, was ich gesagt habe. Ich ärgere mich über das, was du geantwortet hast. Wir sagen nichts mehr. Du läufst den Waldweg voraus oder bleibst hinten. Dann findest du einen Tannenzapfen, du hebst ihn auf, reißt eine Schuppe ab und trägst sie ein Stück mit dir mit. Du gehst vor mir. Bei einer Ausweiche steht ein Jeep. Du gibst die Schuppe auf den Kühler und gehst weiter. Ich lege sie in meine Handfläche und nehme sie mit. Nach einer Weile gehen wir wieder nebeneinander. Ich öffne die Hand, ich zeige dir die Schuppe. Du sagst, ich hätte sie am Jeep liegenlassen sollen. Ich sage, du kannst sie ja zurücktragen und halte dir die Schuppe hin. Du nimmst sie, drehst dich um und läufst zurück. Ich gehe weiter. Dann hast du mich wieder eingeholt. Wir bleiben stehen, du streckst die Hand aus – die Schuppe liegt auf deiner Handfläche.

Nach dem ersten Klingeln greife ich zum Wecker und stelle das Läutwerk ab. Ich stehe nicht auf. Ich denke an den heutigen, an das, was ich tun wichtig nehmen müssen. Ich schließe die Augen. Der Wecker neben mir sagen müssen, an das, was ich wichtig nehmen werde, was ich werde de, was ich werde tun müssen, an das, was ich sagen werde, was ich werde tickt gleichmäßig. Ich stehe auf.

Ich mache die Augen auf. Es ist fast dunkel, doch die Dunkelheit täuscht, draußen ist Tag, durch einen Spalt in den Holzläden dringt ein Lichtstrahl herein und fällt auf die Wand gegenüber.

Ich greife zur Uhr, die am Nachttisch liegt. Es ist zu früh um aufzustehen. Ich schließe die Augen und lege den Arm darüber, es soll dunkel werden, ich möchte wieder einschlafen, ich möchte versinken in der Bewußtlosigkeit. Es gelingt nicht, ich drehe mich um, ich will automatisch neuerlich zur Uhr greifen, halte inne, es können nur einige Minuten vergangen sein. Ich starre auf die Decke, jemand geht über den Gang am Zimmer vorbei, die Schritte werden stiller und verhallen schließlich. Ich nehme nun doch die Uhr vom Nachttisch, ich sehe eine Weile dem Sekundenzeiger zu, ich versuche nicht nach der Zeit zu sehen. Ich liege da und warte. Ich warte bis S. sagt – Stehen wir auf – bis mein Warten unterbrochen wird von Tätigkeiten, ich warte, bis ich abgelenkt werde vom Warten – bis zum nächsten Warten.

Der Zug bleibt abrupt stehen. Zwei Mädchen steigen ein und kurz danach drei junge Männer. Sie fahren zur Arbeit in die nächste Stadt.

Der Zug fährt los. Eines der Mädchen fragt: «Ist heute Donnerstag oder Freitag?» – «Freitag», sagt das Mädchen neben ihr. «Donnerstag!», lacht einer der Jungen, «das würde mir gerade noch fehlen.» Ein anderer mischt sich ein. «Du machst mir Spaß, fang doch frisch wieder beim Montag an! Aber ohne mich, mir reicht es. Ich reiß diesen Tag noch herunter und dann ist Schluß – ab ins Wochenende!»

GERALD JATZEK

Gedichte sind keine Freizeitbeschäftigung
für pubertierende Gymnasiasten,
keine Rätselaufgaben
für gelangweilte Germanisten.
Gedichte sind keine Analysen
in Sachen Klassengesellschaft,
keine Gebrauchsanweisungen
in Sachen Gesellschaftsverbesserung.
Gedichte sind auch keine Untersuchungen
kindheitsbedingter Ichbezogenheit,
keine Qualitätsbescheinigungen
für intellektuelle Schwermut.
Auf Gedichte gibt es keine Garantie!

JOSEF RIVISELCH DIETL

aus den tieferen steigt der nebel
nichts mehr und noch nicht was bluehen koennte
nur noch die raben finden sich scharend zu
gluecklicheren paaren ueber die doerfer
faellt der tod tiefer immer tiefer hinein
in das jahr jagt der wind deine gefuehle
mischt die kaeltere sonne farbe und licht
als der reif bildet die einsamkeit zartere
maentel um die verschollenen seelèn gesichte
hinter den fenstern in denen traenen vereisen
glutlose augen bricht in die frauen stumme
verzweiflung auf und schreit und reisst sich
die fetzen vom leibe wie der sturm der dann
die entkleideten baeume verlaesst und ruht
das ist er

der herbst

verkommen faellt sie in deine arme
gebraucht und schon verbraucht du arme
geh einen schritt mit mir leih deine hand
dem kriegler nur einen augenblick im land
des roten mohnes. wir sprechen uns und fuehlen
uns und fallen voneinander und spielen
diesen traum zu ende
die hure

aus dem blauen rauch' brach ein gesicht
verregnet unter grossen fragenden augen
im ueberfluss der seele du warum
dass traenen immer in den furchen fliessen
bebten noch die wilderen nasenfluegel
dass du warum die menschin hatte dich
erkannt und jetzt warst du noch neben ihr
und ferner schon sie spuert den abgrund
laesst sich fliessen du warum und dann
ein gesicht

absurd ist nichts oder Ich
& die normen der normalität

normal ist der himmel blau,
ich
bin pervers Ich
bin sadist

gegen andre &

mich

meine
wasser strömen manchmal berg-
auf schmutzig mich spiegelnd & voller leichen

schlecht

zu träumen ist logisch mein hobby

statt

leben sterben 1
wunsch o wünsche
dir mich ich
bin egoist

gegen mich

zu schreiben (nicht
über & gegen & für klammer zu
kann nicht normal
sein sagst du ist sicher & kann niemals
& sicher nicht

normal sein

denn

normal ist der himmel blau &
die stadt ist normal 1 stadt auch
der tod normal 1 tod &
ich normal Ich Ich

bin pervers ich
bin sadist

gegen andre &

mich

revolutionsansichten aus südtirol
oder

aussicht vor betonmauern

betonmauern sind mauern
aus beton.

ich arbeiter-
sohn oder sohn
1 arbeitsers

stehe auf
gegen
vater den arbeiter

im kampf-
gespräch & sonst
im kampf

verfechte
ich arbeiter-
interessen
gegen arbeiter

er
steht auf

der seite
der macht
betonmauern sind mauern
aus beton er
steht
nicht auf.



SEPP MALL

Meine Füße
Erinnerung
Geburtstag
Brief
Dezember

JOSEF
OBERHOLLENZER

absurd
revolutions-
ansichten
mein herbst

I. Meine Füße unter fremde Tische legend
sitze ich öfters mit Freunden
(sie so zu nennen wage ich kaum).
zwischen den Schlücken aus dem Weinglas
den Fortgang der Welt betrachtend
sage ich: Wir sind auf dem falschen Weg
Freunde
das Ende ist absehbar
und daß wir hier noch ruhig sprechen
ist allein unserer hintertriebenen Vernunft
zuzusprechen sage ich
und der dicke Roman
greift nickend zur nächsten Zigarette.

II. Unsere Füße unter fremde Tische legend
setzen wir Zahlen vor
und nennen beim Namen:
Den Fortschritt
den Rückschritt
die Angst beinahe beiläufig
zwischen den Schlücken aus dem Weinglas
und Sorge springt uns an
nicht um uns sagt der dicke Roman
und bedenkt die Zahl der Arbeiter
die aufzuklären es keine Zigarettenlänge
mehr zu verlieren gäbe
plötzlich erbleichend:
Unterm Haus setzt dröhnend der Preßluft-
hammer ein.

ZWEIUNDZWANZIGSTER GEBURTSTAG

Sieh hier: Gespräche
Bücher
Umarmungen
Von einem leeren Zimmer
geh' ich ins andere.

BRIEF AN EINEN FREUND

Obwohl wissend
daß ich nur am Rande
bin
schlafe ich unruhig.
Lieber Freund
ich hoffe
es geht dir genauso.

FÜNFZEHNTER DEZEMBER

Kurz vor dem Ende
sind noch Erfolge
zu verzeichnen:
Über Nacht ist Schnee gefallen
vors Haus tretend
hinterlassend ich sichtbare Spuren.

I. Erinnerung stößt auf:

August U-Bahnstation München Marienplatz
So zwanzig Körper
auf Maria und Platz und Beton
Metallfinger der Uhr
schneiden Raum und Nacht
bevor die Blicke sich kreuzen
auf Betonkörpermarienplätzen.

O Heim der Genauigkeit: Neon
Aluminium Zeit exakt
gezirkelt
O unbefleckte Maria
O reiner Beton

Du Kleinod der Gemeinheit und
so zwanzig Körper
und du Marymaria fröstelnd
die Jacke um deine erkalteten Brüste
ziehend nächstens
auf Marienkörpergemeinplätzen.

II. Denk: Dein Herz könnte erstarren oder aufbrechen in dir innen aufbrechen die rote Frucht schwarz aufbrechen

mein herbst

sollte es

nächstes Jahr
nicht
wieder 1 herbst geben

buntes
sich nicht einstellen
& nicht

der verfall
sollten nächstes Jahr
die blätter die grünen blätter
nicht

wieder welken

sollte -

(ich habe angst
vor kahlen nackten
starren

bäumen, die es nur mehr
im kopf gibt)
sollte es nächstes Jahr nicht wieder 1 herbst geben
werde ich

den baum
vor meinem fenster
den boden
um den baum

einfrieren

& wenn ich im zimmer bleibe
& wenn ich aus dem fenster schaue
& wenn ich den baum sehe

Ist es HERBST

Zeitungsinserat I:

«Urlaub auf dem Bauernhof»

Neu renovierter Bauernhof bietet Omnibusgesellschaften und anderen Ruhesuchenden komfortablen Aufenthalt in ländlicher Umgebung. Alle Zimmer mit Dusche, WC, Sonnenbalkon mit Panoramablick, Telefon und TV-Anschluß. Internationale Küche und Taverne (Dancing mit Einheimischen) im Haus, Hallenbad unter der Mistle und Schwimmbad im nahen Kastanienhain. Zufahrtsstraße wird ganzjährig von der Forstbehörde offengehalten.

Können Sie nicht selbst kommen, sind wir gerne bereit, Ihre Spende entgegenzunehmen auf Konto ... «Heft Südtiroler Bergbauern».

Für nähere Auskünfte wenden Sie sich bitte an Berghof DORNROSCHEN.

Zeitungsinserat II:

«Zurück zum einfachen Leben»

Wollen Sie Urlaub machen fern von Großstadt hektik und übertriebenem Komfort, kommen Sie in die Idylle einer Kleinstadt mit alter Tradition. Wir bieten Ihnen Aufenthalt in kleiner urtümlicher Pension mit gemütlicher Bauernstube und einfacher Südtiroler Küche. Zimmer einfach und sauber, mit Blick auf die umliegenden Privatgärten, die wiederum von hohen Häusern begrenzt sind, welche im Winter die kalten Winde abhalten und im Sommer vor Sonne schützen. Daher Aufenthalt zu jeder Jahreszeit geeignet.

Fordern Sie ausführlichen Prospekt!

Pension «Tannenduft» in M.

MARIDL INNERHOFER

Gedichte und Texte

Sporsomkeit

Kaum kann der Lausr holbwegs grietn, mecht'r schun in Alexanderle sein Dreiradlr awecknehmen und drmit ummrroasn. Do isch dr Groaße jo nit inverstonn und so kemmen de zwoa olleweil zan Streitn. I denk mr, 's Beste werd sein, er laßt in Klausl frisch den Dreiradler und kriagg drfir in Rollr va dr Gitsch. Die sell isch jo iatz eh schun groß genua fir a Fohrradl. Und dr Stefan, der penst schun die gonze Zeit um a Moped – weil holt seine Kollegn aa uans hobm. Er tat schun viel Zeit drsporn ban Schualgiahn, wenn er a Moped hatt. Woasch wos, der soll sein Fohrradl dr Gitsch gebm, er kriagg 's Moped von Waltr, weil i ihm iatz kuan nules nit kaafn kann. Und daß dr Waltr kua Aufstond mocht, wenn 'r kuan Fohrzuig hot, wersch ihm holt, miaßn dein Autole gebm, Mama. Er werd die Matura jo guat drmochn, zemm hatt mr ihm eh eppas Orntlichs kaafn gmiat. So geiht olls in uan und er werd schun zufriedn sein, wenn er dein olts kriagg, du hosch jo guat agepaßt drau und es geiht wia gschmiert. Jo, Mammele, wenn du muansch, daß du unbedingt ohne Auto nit sein konnsch, muaß i dr holt mehnigs otreten – i hon mr eh schun lengst an Mercedes kaafn gwellt!

Konsumzwong

I war froah
wenn I sovl kaafn kannt
wia es.
I wur kronk
wenn i sovl brauchn mlaßat
wia es.

Zu Pfingstn in Tannas

(Visionen)

Schwar huckn die Dachr
af die Hittn
und schwär sein die Schr!tt
de hint'r die Reiß
stollzua giahn.
Es haust kuan Millr meahr
untn pan Poch,
obr afn Stoig noch Sankt. Peatr
den uroltn
hearsch seidige Firtigr
knistrn In Wind.
's rostige Gattr graunzt
untn Griff
va die Hirtn- und Bauernhend.
Va welther kimmp Orglspiel
und verspatete Oastrgloggn
stiahn nebmen Weg.

Bodennebl afn Weg zan Tschigg

Schritt fir Schritt
geah I auwärts -
antrische Paam
wachtln mr graue Schleier
umimrn Gesicht.

Afamol bin I drieb.
's gonze Tol vollr Watta -
i steah In dr Sunn.
Schneapatzn tuschn
va die Paam.
Knott'n dompf'n.

Iatz hot mi
a Gratsch
drgwohrrt.

ERNST RECH

HELIOS

Weißer Wolkenbauch des Augusts, von Fahnen
himmelblauen, stürmisch umflattert – grad so,
Helios, flattert kornblumenblau dein Schurz im
weißen Getreide.

Hoch am Sonnenberg, unter Zirbelföhren,
stehst du, Brauner, salzig den Mund, und sichelst
klirrend deinen Roggen. Des Mittags heißer
Rachen beschnaubt dich.

Du hast Zeit noch, Helios. Gelassen schreitest
du am Sonnenrad, im Geknarr des Winds, im
Fieberstaub des scharrenden Heupferds. Klatschmohn
sprüht aus den Steinen.

Überreich, nicht arm bist du, Helios! Du noch
ißt das reine Brot deiner Hände, trägst noch
hoch im Arm das Schöpfungsgestirn. Du kennst den
Augentrost, Helios.

Hartes, lebensspendendes Tagwerk! Wenn die
letzte Sonnenföhre verlodert, bündelst
du den letzten Armvoll Getreide, gehst du
heim in den Abend.

Aufgereiht an dämmernden Mauern stehn die
weißen Wolkengarben. Im leeren Acker
schwingt die Feuersichel des Monds, die letzten
Halme zu holen.

LERCHENLIED

Bergwiesen: summende Blumen,
feuergrün lodert der Hang,
steigen aus glucksendem Grase
Lerchen zum Mittagslied.

Zwitschert zirpt trillert hinauf,
braune Lieder der Schöpfung,
weiße Schwester, die Wolke
wiegt euch im Sommerwind.

Höher noch! werft euch empor,
klettert ins Mittagsgestirn –
über der weißen Wolke
ruft euch die Mutter ins Licht.

Singende sinkende Blätter
baumelt ihr nieder und wieder
werft ihr euch himmelhoch auf:
jauchzende Spiele, sommerlang ...

und immer streift durch die Wiesen
Francesco
und lauscht eurem Sonnengesang.

Der Rotkropf singt so schön wie nie,
sein ganzer Dämmer hallt.
Den großen Winter singt er ein,
der drüben in den Gletschern schon
schneehuhngeflügelt rauscht,
hoch über Schwermut und juchzendem Wein,
und in die Feuer, die verlöschen,
singt noch der Dämmer drein ...

Spät, wenns ganz finster wird,
brennen Lichter
droben im Schalenstein.
Durch den Wald hört man Singen,
Sankt Veit kommt heraus,
und die Schafe schellen herbei,
und er streut ihnen Salz
und sie gehen ihm nach
und man hört ihn noch lang,
seinen Schellengesang
übern Hügel hinab und hinaus ...

Oberes Land du, mein Land,
immer ruft du mich heim.
Über die schweigenden Weiten
sinkt Gottes goldschwarzer Traum.

RÄTOROMANISCHE BILDER

Ihr Mückensonnentänze –
bleibt! bannt noch das Licht!
Auf dem Hügel dort
auf dem Stein kreist der Gott
und juchzt ...

Dann fällt das Licht. Aus den Kastanien
raschelt die Kühle ein.
Ein Rotkropf singt. Und in die Dörfer
zieht Abend her und Rauch.
Kastanien knallen, im Feuerschein
tanzen Gesichter, im Blut der Wein,
und drüber, durch den Nußbaum fällt
lautlos das letzte frostgerollte
Blatt Mond
in eine späte Welt herein.

NÄNIE

Weiden! ihr stillen Feuer der Landschaft,
weit in die Ebene hin –

Schneeland. Und schweigend stapft durch die
kalte Öde der Hirtengott.

Flötenlos streift er; durch dürre Weiden
knattert der Wind nur sein Lied.

Wildtauben kreisen im weißen Himmel:
graues Sternbild des Wassermanns

HOHER FRAUENTAG

Aus allen Wiesen läutet der Tag dich ein,
wenn du durchs Land gehst, hell,
mit dem ersten Licht:
im grünen Frauenmantel, auf den
Schultern dein fröhliches Kind, Maria.

Und alle Blumen zeigst du ihm: hier im Gras
Brunellen, und der brennende Mohn, und dort,
am Bach der Eisenhut, und schau! im
blauen August glänzt ein zarter Vollmond.

Der Kuckuck schreit. Er schwingt
durch den heißen Tag,
bis er dich heimruft, heilige Sonnenfrau.
Und alles Land verstummt. Der Kuckuck
schwindet ins Dunkel. Der Vollmond leuchtet.

MIRJAM

Stille, stille dein Kind,
säumige Träumerin du,
im Schattentraum der Mimosen,
im surrenden Wind, unter weißen
Oleanderbaumsternen
rüttelt es dich schon am Zopf.

«Trinke, trinke mein Kind,
mein zottliger Palmenwirbelwind,
mein Mandeläuglein,
mein Malvenmündlein,
füll dich mit Honigmilch,
saug meine Liebe ein,
trinke, trinke,
mein Kind.

Hab dich getragen
im weißen Mond,
hab dich gewiegt
in dem runden Mond,
Himmelblauseelchen,
du durstiges Kehlchen,
trink, daß mein Glück in dich rinnt,
trinke mein Kind.»

Schlummer kommt übers Kind.
Mit dem surrenden Abendwind
schläft es ein ... Und dann kommen
hinter Mimosen, Oleander
all seine Sterne herbei.

MANUAL

Eu dun culia punta
cunter il mür.
Mo i va lönch
fin ch'eun sun tras.
Che disch il tschël
dal tet chi til foura?

REFÜGI

La chamonna ais fatta sù
cun majers mezs
in congual cun la muntogna.
Mo 'la t'ivgnainta eir sch'ell'ha
las chotschas sbügnadas
sü pro la schnuoglia
e l'ögl ün pa stanguel
da tyot il cler.
A mezdi las sumbrivas
sun mairas.

S-CHARGIADA D'ALP

La vacha savura da pail,
da lat e da metal.
Ils püschels savuran d'utuon.
E l'hom savura da pon,
da fö e d'increschantüm –
l'alp ch'el banduna,
la plumpa chi tuna
e l'on chi's s-chaluna.

PAUR BERGIAGLIOT

Tia fatscha surria.
L'ais missa in fodas
sco la schocca d'üna spusa.
E l'ögl ais ün uffant
chi nu voul gnir vegl.
Il frunt üna costa
cun sendas da muvel.
Il nas ün chatschader,
la barba ün god.

FAVUOGN

Quista not
ha il vont sunà l'orgel
aint ils gods
intuorn ed intuorn.
Perchadas da plövgia,
roms ruots
perquai via –
össa s-charbunada.
Tanter ün bof e tschel
n'haja dudi tià vusch.

ANDRI PEER
POESIAS

HANDLANGER

Ich treibe das Spitzseisen
in die Mauer,
aber es dauert lang
bis ich hindurch bin.
Hindurch.
Was sagt der Himmel vom Dach,
das ihn schneidet?

BERGHÜTTE

Im Vergleich mit dem Berg
wurde die Hütte
mit kargen Mittein gebaut.
Doch sagt sie dir Willkommen,
auch wenn ihre Hose
an den Knien verbeult ist
und die große Helle
ihr Auge ermüdet.
Am Mittag
sind die Schatten schwarz.

ALPABFAHRT

Die Kühe riechen nach Fell,
nach Milch und Metall,
und Sträube duften nach Herbst.
Der Mann riecht nach Tuch,
nach Feuer und Heimweh –
Die Alp, die er läßt,
die Schelle die läutet
in Stufen fällt das Jahr.

BERGELLER BAUER

Wenn du lächelst,
hat dein Gesicht Falten
wie der Rock einer Braut.
Dein Auge ist ein Kind,
das nicht altern will.
Die Stirn eine Halde
voller Viehwege.
Die Nase ein Jäger,
der Bart ein Wald.

FÖHNMORGEN

Heute nacht
hat der Wind
in den Wäldern ringsum
die Orgel gespielt.
Regenruten schlügen und hieben:
Am Morgen
die gebrochenen Äste
wie verkohlte Gebeine.
Zwischen zwei Windstößen
habe ich deine Stimme gehört.

Aus: 28 RÄTOROMANISCHE GEDICHTE

(Engadiner Romanisch) mit nebengestellter deut-
scher Übertragung von Herbert Meier und dem
Autor. Zürich 1977.

DAS ENTWICKELN VON BILDERN

AUTOSEMIBIOGRAPHIE VON VALENTIN BRAITENBERG

Bozen (Bolzano) ist eine von Nachkommen mesopotamischer Bauern besiedelte Stadt im Herzen Europas. Diese sind zu verschiedenen Zeiten auf verschiedenen Umwegen in den bozner Talkessel gelangt und haben dort eine reizvolle Mischung von Körperbautypen und von Varianten der gemeinsamen Ursprache zusammengebracht. Die Gründe, die sie bewogen haben, ausgerechnet an diesem Ort, eingeklemmt zwischen hohen kugeligen Bergen zu siedeln, mögen verschieden gewesen sein und waren längst vergessen, als ich, Sproß ihrer Mischung, in einer schmalen Gasse mitten in der Stadt im zweiten Stock eines langgestreckten Privathauses von der drohenden Erstickung, die meiner Untätigkeit gefolgt wäre, gezwungen wurde, den ersten Atemzug zu tun.

Meiner Geburt waren günstige Vorzeichen vorausgegangen. Ein Uhu zerriß die Fesseln, die ihm der Wild- und Geflügelhändler Botter am Obstmarkt angelegt hatte, durchflog, geblendet von der sommerlichen Sonne, die schmale Gasse, zerschmetterte das Fenster in einem vorspringenden Teil unseres Hauses und setzte sich auf die hölzerne, eingelegte Wiege, die für mich bestimmt war. Hätte meine Mutter damals auf meinen Vater gehört, der den Vorfall als Orakel, den Uhu als Boten Athenas und als Symbol der Weisheit verstand, so wäre vielleicht alles anders gekommen. Sie aber legte mich Neugeborenen in ein modernes Bett aus Eisen und Spagat, und die eingelegte Wiege verwendete sie als Blumenständer. Der Vater trug den Uhu, den Boten Athenas, zurück zum Botter. Die Diskussionen, die später darüber geführt wurden, haben meine Einstellung zu den Mythen des klassischen Altertums geprägt.

Zunächst verlief alles programmgemäß. Am Ende des ersten Lebensjahres durchlief ich glücklich eine Lallphase und wurde dann, beim Übergang in die Phase des Nachlallens auf ein Inventar von tirolischen Phonemen festgelegt. Diese färben auf eigentümliche Weise alle Sprachen, die ich auf meinen Wanderungen erlernt habe, doch täuscht meine gepflegte Syntax in den meisten Fällen über den Eindruck hinweg, daß ich ein Tiroler sei.

Unser Haus hatte ein Kaufmann jüdischen Geblüts, damals schon verwässert, getauft und mit Ritterblut vermischt, im 18. Jahrhundert aus drei schmalen Bürgerhäusern und einem halben Schloßchen an der Stadtmauer zusammenbauen lassen. Er hat es mit einer seriösen, sparsamen Fassade versehen, die die Lebenslust der Bewohner heute noch vor Neid, Mißgunst und Argwohn abschirmt. Unser Garten grenzte an den der nicht weniger munteren Franziskanerpater. Es war eine Freude, im

Wechsel der Jahreszeiten das Treiben der Patres und Fratres bei ihrem Verdauungsspaziergang im Garten zu beobachten, wie sie fangen spielten, oder mit Schneebällen warfen, oder einfach auf den Wegen zwischen den Beeten sich der keimenden Natur erfreuten. Eine heimliche Sehnsucht nach dem heiteren Klosterleben ist seither in meinem Inneren lebendig geblieben, doch ist es fraglich, ob ich das damals alles richtig verstanden habe. Immerhin verdanke ich meine Einstellung zum Höheren, wenn nicht den Patres, so doch der Franziskanerkirche, die, weit höher als unser Haus, die andere Begrenzung des Gartens bildete. Das hat folgende Bewandnis.

Die Einwohner dieser Gegend sind mehr als die Einwohner der Ebenen geneigt, den Fortgang der Menschheit und der Erde anderen zu überlassen. Man versteht das, wenn man diese Landschaft kennt, mit ihren Bergen, die alles überragen was Menschenhand gebaut hat, mit ihren Einschnitten, die die mühseligen Wege des Menschen bestimmen. Wie anders entwickelt sich das Kind ebener Landschaften, dessen Auge dankbar an Telegraphenmästen, Kirch- und Fernsehtürmen, Fabrikgebäuden hängen bleibt, die hier und dort den Horizont verzieren und die dem Menschen früh versichern, daß er gestaltend in die Natur eingreifen kann. Es mag mit dem Gefühl der Ohnmacht angesichts der alles überragenden Berge zusammenhängen, daß die Namen berühmter Tiroler auf den Seiten der Konversationslexika nur sehr dünn gesät sind und daß es die Büsten von Kurvorstehern und Kalenderschriftstellern sind, die in den Alpenländern die Gärten und Promenaden verzieren. Ausnahmen bestätigen die Regel: der ohne Zweifel berühmteste Sohn der Heimat, Walt Disney, Schöpfer der Mickey Mouse – seine Mutter, geborene Call, war Überetschnerin – ist in der amerikanischen Ebene aufgewachsen. Tiefe Dankbarkeit erfüllt mich im Gedanken an den Turm der Franziskanerkirche, der, von unserem Garten aus gesehen, perspektivisch weit höher als die Berge in den Himmel stach und so in mir wenigstens als optische Täuschung den Sinn für's Höhere weckte. Und dieses Höhere war von Menschenhand gemacht, wenn auch nach dem Entwurf eines offenbar einfältigen Architekten. Bezahlt wurde das Bauwerk, soviel ich weiß, von einem florentinischen Handelsmann. Warum, weiß ich nicht.

Aber auch in die Tiefe zu forschen bot unser Garten Gelegenheit. Mit einer blechnen Schaufel, die ich besaß, grub ich im Frühling aus der dampfenden Erde Regenwürmer aus. Mit der scharfen Kante dieses Instruments zerschnitt ich die Würmer in ungefähr gleich lange

Teile. Ich verdanke diesem Experiment die Erkenntnis, daß ein halber Wurm ein Verhalten zeigt, das von dem eines ganzen kaum zu unterscheiden ist, oder allgemeiner, daß das Leben stärker ist, als der Versuch, es durch analytische Eingriffe zu zerstören. Anders ausgedrückt: daß das Unzertrennliche, zertrennt, überleben kann. Aber auch: daß Leben an gewisse materielle Mindestmaße gebunden ist. Zerschneidung des Wurmes in 4, 8 etc. Teile führte zu keinen brauchbaren Ergebnissen mehr.

Mit der frühen Erziehung, die ich in meinem Elternhaus genoß, verbindet mich heute nur mehr wenig. Man legte Wert darauf, daß alles gegessen wurde, was auf dem Teller war. Als Zusatzernährung bekam ich täglich Lebertran suppenlöffelweise. Mein Vater sagte damals gerne: der Wille muß gebrochen werden. Später klagte er öfters: ihr habt keine Willenskraft, und meinte mich und meinesgleichen. Aber zunächst ging es um das Brechen des Willens. Als es bekannt wurde, daß ich Eingeweidewürmer enthielt, verabreichte man mir auf Anraten des Arztes wiederholte Gaben von warmer Milch in der einige Knoblauchzehen mitgekocht worden waren. Die Erinnerung an dieses Getränk hat meine spätere Einstellung zur französischen Küche sehr beeinflusst. Auch wurde mir der Kinderarzt zunehmend unangenehmer. Dieser Mensch hatte eine rauchig-ölige, selbstsichere Art zu reden, die den Frauen gefiel, doch hab ich von einem seiner Altersgenossen erfahren, daß er im Gymnasium ein recht schwacher Schüler gewesen war. Der Kinderarzt kümmerte sich auch später noch um mich, indem er die deutsche Militärbehörde darauf aufmerksam machte, daß ich mich zur Zeit des großen deutschen Krieges seiner Meinung nach zu Unrecht als Zivilist herumtrieb. Dieser ganze Erinnerungskomplex trübt mein Verhältnis zu einer gewissen Art von Tirolertum, das damals den deutschen Geist und auf diesem Umweg das weltpolitische Geschehen auf unangenehme Weise bestimmte.

Unsere Wohnung hatte einen langen Gang, an dessen einem Ende die Küche, am andern die Haustür war. Vormittags klingelte es manchmal. Dann trocknete sich die Babi, unsere Köchin die Hände an ihrer Schürze, lief durch den Gang und öffnete. Manchmal waren es feine Herren, vornehm wie Greise, die ihre Visitenkarte mit einem geknickten Ohr der Babi überreichten. Manchmal waren es Bettler. Dann schloß die Babi die Tür, ging zurück in die Küche, holte ein Stück gestriges Brot aus einer besonderen Schublade hervor, ging wieder an die Tür, öffnete sie, gab das Brot dem Bettler, schloß die Tür und begab sich zurück an ihre

Arbeit. Das Brot aber fand sich oft auf dem Treppenabsatz wieder, wo der Bettler, der die Gottesgabe zwar ehrte, aber in dieser Form nicht gebrauchen konnte, es behutsam abgelegt hatte. Solche Beobachtungen prägten früh meine Einstellung zu sozialen Fragen.

Eine Betrachtung über die Wirkung von Landschaften auf die frühe Entwicklung von Menschenseelen wäre nicht vollständig ohne die Erwähnung Oberbozens. Der Ritten, dieser Rücken zwischen drei tiefen Tälern ist dadurch ausgezeichnet, daß er sich nicht wie die anderen Berge des Alpenlandes in schroffe, oft eisige und umwegsamen Felsen fortsetzt, sondern es bei seiner Eigenschaft als Rücken bewenden läßt, von dem aus sich die Silhouetten der fernen Dolomiten auf der einen Seite und der Schneeberge auf der anderen gar manierlich ausnehmen. Den Bewohnern Oberbozens überkommt die Lust nicht, die Spitzen felsiger Erhebungen zu erklimmen, die er sich auf grausame Weise erkaufen müßte, indem er zuerst in tausend Meter tiefe Schluchten hinabstiege. Früh ahnt das Kind, daß das Höhere nicht gleich dem Höchsten ist, und wendet sich Beschäftigungen zu, die nicht bloß nach oben führen. Die milden Wiesen, uralten Linden und lauschigen Föhrenwälder werden im Sommermond zum Schauplatz von Ausflügen, deren Ziel menschliche Erhebungen und Vertiefungen sind, während stumm in der Ferne die von anderen Menschen tagsüber bezwungenen, nachts den Menschen vernichtenden Dolomitenklötze stehen. Ich vermute, daß die Süße dieser Landschaft, von den bozner Kaufleuten längst erkannt und in ihr Daseinsgefühl eingebaut, viel dazu beigetragen hat, daß ich mich zu einer unheroischen Lebensauffassung bekenne.

Viel verdanke ich meiner Schule. An Stelle der heutzutage allgemein üblichen Methode, prägnante naive Gehirne in eine Zwangsjacke von faktischem Wissen und nützlichen Fertigkeiten zu zwingen, pflegte man damals, zur Faschistenzeit, wundersame Rede- und Schreibübungen mit klingenden, tiefenden und trutzigen Worten. Rasch lernten wir Sätze wie *«lo straniero calpesta il suolo natio intriso del sangue dei gloriosi fanti italiani, mentre l'aurora di un nuovo avvenire etc. etc.»* zu komponieren und in unendlichen Variationen umzugestalten (z. B. *«i fanti calpestano l'italico suolo per un glorioso avvenire intriso di...»*). Meine Noten waren vorzüglich. Reich und locker flossen aus meiner Feder solche Improvisationen auf's Papier, ungehemmt von der Scham, die meine Kollegen italienischer Muttersprache mit ihrem knorrig-trentinischen oder feinsinnigen neapolitanischen Sprachgefühl bloß zu viel zurückhaltender benoteten Leistungen befähigte. Diesen

frühen Übungen schreibe ich mein späteres Interesse an der Improvisationskunst im Jazz zu, und sehe eine Parallele zu meiner eigenen Entwicklung darin, daß Benitos Sohn Romano zu einem der kompetentesten Jazzern Italiens geworden ist.

Aufgrund von damals berechtigt erscheinenden Hoffnungen schickte man mich in's Gymnasium, das den Namen eines der deprimierendsten Heimatdichter trug, Giosuè Carducci. Dort lernte ich Philosophie von Frau Rigatti, Biologie und Chemie von Frau Righetti, geborene Rigotti, zwei unvergeßlich geistreichen und schönen Damen, die, die eine 26 (Righetti-Rigotti), die andere 60 (Rigatti) mein Frauenbild sehr geprägt haben. Die beiden waren befreundet und spazierten in den Pausen Arm in Arm, über Philosophie redend, abseits von den andern Lehrern, die, lauter Männer, größtenteils damit beschäftigt waren, unsere geistige Entwicklung durch die Konfrontation mit Texten griechischer und römischer Rechtsanwälte zu bremsen. Ob ich Frauen lieber hab als Männer, weil sie mich in die Philosophie einführten, oder Naturphilosophie lieber als Rechtsphilosophie, weil sie von den Frauen kam, entzieht sich einer nachträglichen Kausalanalyse.

Die Schule war nicht der schlechteste Ort, sich trübe Wintervormittage zu vertreiben. Der tägliche Auftritt verschiedener Lehrerpersönlichkeiten vor unseren empfindsamen Sinnen stärkte die Menschenkenntnis und half uns, Pietät gegenüber charakterlichen und sonstigen Unzulänglichkeiten zu entwickeln.

Gefährlicher waren die Wochenenden. Am Samstagnachmittag versammelte sich die schulische Jugend Italiens in faschistischer Verkleidung auf gewissen Exerzierplätzen. Es herrschte Unsicherheit über die Gestaltung dieser Nachmittage. Die Uniformen waren aus Milch gemacht («Lanital») und lösten sich bei Regen in einen an Ziegenkäse erinnernden Gestank auf. Die Musketen waren mit aufsteckbaren Bajonetten ausgerüstet und dienten theatralischen Effekten. Es war schwierig, so bekleidet und bewaffnet die Veranstaltungen unauffällig frühzeitig zu verlassen. Die Söhne prominenter Faschisten waren von dieser Wehrrtütigung dispensiert. Ich verdanke diesen Nachmittagen eine Bereicherung des außerschulischen Wortschatzes besonders in der italienischen Sprache.

Am Sonntag war es ähnlich. Getrieben von gesellschaftlichen Zwängen, schleppte man morgens Schier auf beschneite Berge, erfreute sich kurz der Erbsensuppe in der Hütte und wunderte sich bergab über die läppische Freude, die manche beim Rutschen von Brettern über zerdrückten Schnee erfüllte. Auch die Montur, die

dabei vorgeschrieben war, war mit Unbequemlichkeiten verbunden. Die gestrickten Jacken, aus roher Wolle aus dem Sarntal gemacht, rochen nach Schafkäse, und es ist nicht verwunderlich, daß vor der Erfindung des Reißverschlusses am Hosenschlitz der eisige Fahrtwind, der bei der Abfahrt zwischen den Knöpfen hindurchpiff, bleibende Schäden am völkischen Erbgut verursacht hat. Es mag mit den genetischen Schäden zusammenhängen, daß diese Sportart auch in späteren Generationen noch nicht ausgestorben ist, während das Spiel mit den Musketen und Bajonetten mittlerweile doch (wenigstens hierzulande) der Höherentwicklung der Menschheit zum Opfer gefallen ist.

Von den Kriegswirren verwirrt, verschlug es mich nach dem Kriege nach Innsbruck. Dort erlernte ich den Handel mit Geigen von Jakob Stainer aus Absam, sowie die Herstellung derselben. Als Material dienten mir Stücke zerbrochener Schier, die ich auf den Hängen der tiroler Berge zusammensuchte, von denen seit alters her die Meister der Geigenbaukunst, auch die großen Italiener, ihr Holz bezogen hatten. Ich experimentierte mit Hickory für den Boden, Esche für die Decke. Meine Geigen klangen vorzüglich, wenn auch etwas hart. Zwei davon hängen in einem süddeutschen Privatmuseum. Ich verließ Innsbruck, als ich den Eindruck gewonnen hatte, in Tirol nichts mehr lernen zu können. Ich erhoffte mir auch eine Besserung meiner lästigen Migräne. Zur Erinnerung an Tirol bekam ich eine hübsche Geige mit Löwenkopf von der Hand des greisen Meisters selbst geschenkt. Ich war dann noch viele Jahre im Dienste der Firma Stainer unterwegs.

Rückblickend fällt mir auf, daß ich in Innsbruck, dieser schmucken Hauptstadt alpiner Urwüchsigkeit, zum ersten Mal verheiratet war, allerdings, ohne daß ich es damals gewußt hätte. Wir legten Wert auf die Öffentlichkeit unseres Zusammenseins, sprachen nie über unser Schicksal oder gar über unsere Bindung, bededeten aber sonst viele gewichtige Probleme dieser Welt. Wenn wir verschiedener Meinung waren, so fuhren wir mit der Straßenbahn quer durch die Stadt, sie auf der vorderen, ich auf der hinteren Plattform. Am Rückweg wendete sich das Schicksal, ich vorne, sie hinten. Durch die Bewegung und durch die wechselnden Perspektiven gelang es meist, den Standpunkt des anderen zu verstehen. Wir hatten viel Freude aneinander.

Eine der vorzüglichen Straßen für deren Bau man den italienischen Behörden besonders dankbar sein sollte, ist der 'Raccordo anulare', die Umfahrungsstraße, über die man von Norditalien nach Süditalien gelangt, ohne die Haupt-

stadt der Christenheit zu berühren. Zu meiner Zeit gab es ihn nicht und es führten noch alle Straßen nach Rom. Ich blieb bei meiner ersten Romreise am nördlichen Stadttor, der Porta del Popolo verstört stehen und wurde von einer Kommune aufgenommen, die oberhalb des Stadtttores angesiedelt war. Wenige Reisende haben die vier Fenster bemerkt, die Michelangelo geschickt und unauffällig in die Fassade der Triumphpforte eingebaut hatte und von denen aus man Eichendorf, J.W.v. Goethe, Viktor Emanuel II, die Südtiroler Abgeordneten, De Gasperi, Greta Garbo und andere Intellektuelle aus dem Norden bequem bei ihrem ersten Kontakt mit der ewigen Stadt beobachten konnte, solange allerdings, bis ein System von Einfahrtsstraßen andere Zuleitungen des Fremdenstromes vorschrieb. Die Kommune bestand aus einer ungarischen Witwe, einer deutschen Baroin und einem Mädchen, das seinen Paß, seine Vorfahren, seine Erziehung und seine Seele von vier verschiedenen europäischen Völkern bezogen hatte. Ich entschied mich für die Mischung und nahm sie zu meiner zweiten Frau. Künstler und berühmte Leute, des Treibens auf den Botschaften müde, schätzten unsere gebildete Bohème und drängten sich auf unseren hübschen Teppichen. Furtwängler spielte auf unserem Flügel. Kokoschka aß unsere Nüsse und trank unseren Wein, Stefan Andres las aus der Bibel vor, Luis Trenker erzählte aus seinem Leben und Ludwig Curtius schrieb über uns ein Kapitel Kulturgeschichte. An solchen Abenden stahlen wir uns oft davon, um fern von den ganz Großen Minuten der Zweisamkeit zu genießen. Nachts auf einem dieser Spaziergänge entdeckte uns die Schweizer Wache in den Kolonnaden des Vatikans, verhaftete uns und unterzog uns einem Verhör. Ich log, daß ich ein Mitglied der Südtiroler Volkspartei war und man schickte uns, mit Empfehlungen, wieder fort. Wir waren ein harmonisches Paar.

Eine Weile war meine Adresse viale dell'Università 30, die römische psychiatrische Klinik. Eine gute Adresse. Das Haus war von Glyzinien, Platanen und duftenden Linden umgeben. Ich schloß dort ein paar Freundschaften für's Leben. Ihre Solidität ist in der Erkenntnis begründet, daß niemand was dafür kann, wie er ist. Ugo Cerletti und Lucio Bini, die Erfinder des Elektroschocks, nahmen sich meiner besonders an. Bini verdanke ich viel. Von ihm lernte ich, in der Dunkelkammer mit Filmen und Flüssigkeiten zu hantieren. Das Entwickeln von 9 x 12 cm Platten, Kodak Contrast Process Ortho wurde zu meiner Spezialität, in der ich bald Unübertreffliches leistete.

In dieselbe Zeit fällt auch meine Auseinandersetzung mit dem Film. Cinecittà wurde auf

mich aufmerksam. Damals wurde überall in der Stadt, auf Hinterhöfen, in den Restaurants, ja selbst in unserer Klinik Neorealismus gedreht. Man übertrug mir einige entscheidende Rollen. Einmal spielte ich den Henker, ein anderes Mal den Arzt. Eine Arbeit von Rossellini und eine von Luchino Visconti – Scham verbietet mir die Titel zu nennen – wären ohne meine Mitwirkung nicht zu den Streifen geworden, die das breite Publikum kennt. Beim Friseur konnte ich im Spiegel die Leute sehen, wie sie hinter mir auf mich zeigten. Manchmal verwechselte man mich mit Kirk Douglas. Ich pflegte einen Hauch von amerikanischem Akzent. Ich verdiente gut. Und doch hatte ich nach sieben Jahren das Gefühl, daß ich in der ewigen Stadt lange genug gelebt hatte. Ich packte meine schönsten 9 x 12 cm-Platten und meine Stainer-Geige zusammen und fuhr in die Vereinigten Staaten. O Amerika, Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Vergrößerungsspiegel Europas, zweite Chance der Menschheit, Zerrbild aller Tugenden und aller Laster, Du Super-Tirol mit Deinen Super-Almabtrieben und Superdirnen, ich liebte dich. Ich, der ich mich standhaft geweigert hatte, die Vajollet-Türme, ja sogar die Rosengartenspitze zu besteigen, zu Fuß bestieg ich das Empire State-Building und jodelte, ja, jodelte zum ersten Mal in meinem Leben, hinüber zu meiner Braut, der Statue of Liberty. Ich dichtete – noch nie hatte ich vorher ein Gefühl so ernst genommen, daß ich es zu Papier gebracht hätte, und siehe, man entriß mir meine Blätter und druckte sie in New Yorker Magazine. Auf einmal konnte ich, was nicht zu können der Inhalt meines bisherigen Unterrichts gewesen zu sein schien. Ich spielte Beethoven auf meiner Stainer, vor ersten Gesichtern in einem Konzertsaal auf der 57. Straße in New York (nicht zu verwechseln mit Carnegie Hall, ebenfalls auf der 57. Straße) – und hörte selbst Beethoven zum ersten Mal, ergriffen. Man klatschte. Als Geiger zählte man mich damals zu den oberen 10.000 in New York. Meine Pianistin war Chinesin. Die Kraft der Frauenbewegung überwältigte mich, begeisterte mich. Ich schloß mich ihr an und half unzähligen amerikanischen Jungfrauen die Fesseln abstreifen, mit denen damals noch Konvention und Natur die freie Entfaltung ihrer Wesenheit hemmte. Ich sang Weihnachtslieder zweistimmig mit Thornton Wilder. Norbert Wiener lud mich zum Schach und diskutierte mit mir über das Denken. Viel haben die Amerikaner von mir gelernt, ich auch viel von ihnen. Lebensphilosophie. Dr. William Gardner von der Firma Yale, wo ich einige 9 x 12 Platten entwickelte, pflegte zu sagen «I want to get some reading done» wo unsereins gesagt hätte: jetzt will ich was lesen gehen. Ich gewöhnte mir an zu sagen: I must get some

thinking done, oder I want to get some meditation done und löste endlich das Dilemma, das mich schon lange gequält hatte, die Schwierigkeit, das was ich tat, in Worte zu fassen, die löblich klingen.

Manche Entscheidungen treffen sich von selbst. Ströme von Schweiß, die mein temperamentvolles Spiel bei sommerlichen Auftritten im feuchten Klima Massachusetts über meine Stainergeige ergossen hatten, machten den Leim wieder weich und das zarte Gefüge kollabierte unter dem Druck meiner mächtigen Akkorde. Ich verkaufte das tirolische Kleinod an einen reichen Stümper und kaufte mir dafür eine Zugposaune. Eine Welt aus Holz und Leim und Besinnlichkeit – die eingelegte Wiege mit dem Uhu und alles, was sich daran anschloß – ging unter und solidere Töne, solidere Instrumente – Blech, Jazz, Jericho – erklangen von nun an in meiner Umgebung. Ich wurde Mitglied einer Band (mit Zen O'Boy, Schlagzeug, Karl Azop-Fête, Baß und anderen), die sich später einer gewissen internationalen Bekanntheit rühmen sollte.

Die Chronik meiner Ehen im einzelnen weiter zu führen verbietet Diskretion und Spionageabwehr. Nur noch eine. Als meine Freunde eines Tages glaubten, erste Zeichen der Zerrüttung auf meinem Gesicht zu entdecken, sagten sie mir: geh hin und such dir eine Frau. Ich ging auf die Straße und suchte trüb vor mich hin. Eine halbe Stunde später fand ich eine, die mir gefiel und die in keine der Kategorien paßte, in denen ich Menschen bis dahin zu klassifizieren pflegte: sie war weder groß, noch klein, noch dick noch dünn noch blond noch dunkel noch nordisch noch südlich noch östlich noch westlich noch gut noch böse noch lustig noch traurig. Ich fragte sie gleich, ob sie meine Frau werden wollte. Selbigen Tags gab sie mir positiven Bescheid. Am nächsten Tag waren wir verheiratet. Dieser Ehe entprangen drei gesunde Kinder. Wenn ich im Folgenden «meine Frau» sag, meine ich diese.

Der Spezialist kommt herum. Ein neapolitanischer Philosoph, Zauberkünstler und Wortschmied hatte von meiner Kunst des Entwickelns von 9 x 12 cm-Platten gehört und schlug mir vor, mit ihm zusammen eine Schule vorsokratischer Philosophie aufzumachen. Mit Recht meinte er, das Entwickeln von Bildern sei so eigentlich das Anliegen seiner griechischen Vorfahren gewesen und ich müßte da helfen. Ich willigte begeistert ein, da mir der Golf von Neapel – dieses weibliche Genitale der Welt, wie jemand trefflich sagte, äußerst reizvoll erschien. Wir bauten unsere Akademie in Pozzuoli, in einem duftenden Pinienhain zwi-

schen den schwelenden Phlögischen Feldern. Das ging lange gut und viele Leute kamen aus aller Welt, um bei uns um gutes Geld die Gedanken und Bilder zu kaufen, die wir auf wunderliche Weise aus lauer Luft, Pinienduft, Schwefel und alter mittelmeeerischer Weisheit produzierten. Bis dann der Bradisismo unserer Tätigkeit ein jähes Ende bereitete. Man versteht darunter das zwingende Gefühl, das die Neapolitaner manchmal befällt, daß sich der Erdboden unter ihren Füßen aufgrund vulkanischer Blähungen langsam hebt (bradisismo positivo) oder daß er einsinkt (bradisismo negativo). Das Gefühl befahl meine vorsokratischen Kollegen in solchem Maße, daß sie all ihr Hab und Gut in Kisten packten und auf diesen Platz nahmen, monatelang des grauenvollen Schicksals harrend, dessen Nahen sie unheilvoll empfanden. Ich kaufte vergilbte alte und uralte Postkarten des Serapistempels in Pozzuoli, dessen Säulen tatsächlich vor tausend Jahren, einer langsamen Erdbewegung folgend, halb im Meer versunken sind, aber offenbar, seit es Postkarten gibt, um keinen Zentimeter gesunken oder gestiegen waren, und versuchte damit die auf den Kisten sitzenden Kollegen zur Besinnung zu bringen. Nichts wird weniger belohnt als der Versuch, jemanden, der sein Schicksal träumt, mit der Wirklichkeit zu konfrontieren. Der Unmut der Vorsokratiker, die immer noch dort sitzen, sofern sie nicht selbst in die Kisten gesunken sind, vertrieb mich aus dem schönen Golf von Neapel.

Aber man kommt herum. Das California Institute of Technology in Pasadena (Los Angeles) lebt vom Verkauf von Ansichtskarten von Mondlandschaften und fernen Galaxien. Kein Wunder, daß man sich dort für meine Erfahrung im Entwickeln von 9 x 12 cm Kodak Contrast Process Ortho Platten interessierte. Man bot mir eine annehmbare Stelle an, und einen Titel, der mit der Bezeichnung «full» verbunden war, was ich als persönliche Anspielung unangenehm empfand. Ich war nämlich damals ziemlich der Trunksucht ergeben. Mir gefiel Los Angeles sehr. Eine Art Meran, nur größer. Mutspitze und Tschigot: Mount Wilson und Mount Palomar, die großen Observatorien. Dorf Tirol: Pasadena mit dem berühmten Institut. Die Stadt: Mischung aus sächsisch und lateinisch da und dort. Algund: Hollywood. Nur größer. Man stelle sich Untermais 200 km ausgedehnt vor, die Laubengasse 30 km lang. Der Gedanke, im extremen Westen, an der Front der europäischen Menschheit zu agieren, faszinierte mich, doch suchte ich vergeblich nach Eingeborenen, die an der Pazifischen Küste noch etwas von der klassischen Kultur lernen wollten, die ich im Gymnasium-Lyzeum Giosuè Carducci in

Bozen seinerzeit dankbar erworben hatte. Ich fand in Californien keine Wilden mehr.

So betrachtete ich mit Interesse das Angebot eines bundesdeutschen Vereins, der mit Vorliebe californische Projekte aufgreift und daher auf meine Tätigkeit aufmerksam geworden war. Ein Blick in die deutschen Illustrierten und das Anhören einer Sendung von deutschen Schlagern im Radio überzeugten mich sofort, daß die Front zwischen europäischer Kultur und Unkultur hier verlief und daß man als Pionier hier so recht am Platze war. So verschlug es mich, Frau und Kinder nach Tübingen. Ich entwickelte hier viele 9 x 12 cm-Platten. Aber man kann nicht allein vom Entwickeln von Bildern leben. Es müßte ein stumpfer Geist sein, den das warme, pulsierende Leben nicht inspirierte, das achtzehntausend Studentenseelen, angelockt vom Glanz lebendiger oder vergangener Tübinger Persönlichkeiten in dieses schwäbische Dorf bringen. Wir kauften ein Haus im Zentrum, mit zwei Eingängen auf zwei verschiedenen Straßen. Den einen bewache ich. Er trägt die Überschrift «Seminar und Praktikum für psychosozialologische interpersonelle Kontaktforschung der ök. Ver. dt. Fr.» Dort übe ich meine Lehrtätigkeit aus. Zu meiner Freude gehören zahlreiche Studentinnen der ersten Semester zu den Besuchern des Seminars. Mein Hauptthema ist die Vereinsamung des Mannes und ihre Überwindung durch Nächstenliebe, und im Praktikum die Technik der menschlichen Ausdrucksbewegungen unter besonderer Berücksichtigung des Problems der Schüchternheit. Den anderen Eingang bewacht meine Frau. Er trägt keine Überschrift, sondern ist mit einem roten Vorhang verschlossen. Einsame Männer, Dozenten und Gastprofessoren zählen zu unseren liebsten Besuchern, da sie leicht zu finanziellen Spenden für die Arbeit im Kontaktpraktikum angeregt werden können. Die eigentlichen Kontakträume befinden sich im Innern des Hauses. Beide Arten von Kunden, die meiner Frau und die meinen, wissen, daß nicht viel Worte für menschliche Kontakte nötig sind. So entstehen keine Mißverständnisse. Wir haben auf der einen Adresse wie auf der anderen zahlreiche Schreiben empfangen, die dankbarst bekunden, daß unser Unternehmen jedem das liefert, was er sich in seinem Innersten wünscht. Die Universität hat unser Haus, in Anerkennung der Tatsache, daß es einen Gedanken verwirklicht, der in den Urgründen der Akademie steckt, unter ihre Fittiche genommen. So entwickeln wir das Bild der Bilder, jedem das seine, das Bild der Menschlichkeit, solange es geht.

(Fortsetzung folgt, so Gott will).

ARUNDA-Rästel: DREI MAG ICH NICHT

In dieser ganzen Division kommt keine Ziffer vor, die durch 3 teilbar ist, einschließlich Null und außerdem ist keine dieser 8 Zahlen durch 3 teilbar.

..... : ... = ...

...

.....

.....

...

...

Ø

Bitte senden Sie Ihre Lösung an:

Saltuari Lisl, N.-Sauro-Straße 10 - 39100 Bozen.

Auflösung des ARUNDA-Rästels 5: Die sechste Wurzel aus der Zahl 24137569 ist 17, somit sind den Buchstaben des Wortes «Nostalgie» folgende Ziffern zuzuordnen: NOSTALGIE

024137569

Die ARUNDA-Leser, die das Rätsel richtig lösten, werden zu einem nostalgischen Fest am Kohlerhof auf dem Virgl bei Bozen eingeladen, mit alter Musik, Marende und anderen Lustbarkeiten. Das Fest wird am Freitag, 23. Februar 1979 von 17.00 bis 19.00 Uhr dauern und nicht wiederholt werden; eine einzige und einmalige Gelegenheit für uns, die vielen Rätsellöser zu ehren und zu unterhalten. Wir erwarten als Gäste:

Günther Filippi, Bozen
Prof. Dr. J. W. Hiby, Aachen
Hansjörg Cimadam, Brixen
Ing. J. Andergassen, Bozen
Erich Erlacher, Meran
Zuegg Herzeleide, Meran
Cappello Peter u. Stefan, Bozen
Walter Alber, Meran
Maria Luise Fill, Bozen
Benno Baumgartner, Bozen

TITELBILD Farbstiftzeichnung von Trude Saltuari-Oberegger	Seite
VORSCHAU	2
SCHRUMPF-KULTUR von Hans Wielander	2
BERGSTEIGERLIEDER von Kurt Pircher	5
GALERIE ALBRECHT, ARUNDA-Interview	6
NOTIZEN ZUM WERK WALTER PICHLERS von Georg Kierdorf-Traut	7
DER TOD DES KURT SCHAPIRA von Walter Pichler	8
IN MEMORIAM NORBERT CONRAD KASER von Roland Kristanell	10
FÜNF GEDICHTE von Norbert Conrad Kaser	11
DER SCHNEIDER DES ZAREN von Norbert Conrad Kaser	15
VOM SÜPPLEIN ... von Hans Trojer	16
PUSTERTALER PASTORALE von Hans Trojer	17
ANTON FRÜHAUF, Foto Hans-Georg Hölzl, Meran	18
EPPAN WÖLL von Hans Haid	19
DER «VOURTL» von Eduard Kugler	20
DIE FORM DER GEIGE von Eduard Kugler	21
DAS UNGERECHTE CHRISTKIND von Wolfgang Raffener	25
ERNTE 1980, Collage von Dorothea Rechenmacher	26
AUSVERKAUF von Gerald Jatzek	26
AUSVERKAUF von Gianni Bodini	27
FREMDENVERKEHR UND LANDSCHAFT von Siegfried Höllrigl	28
SAN MARTINO DI CASTROZZA, Foto von Flavio Faganello	29
TOURISTISCHES von Roland Kristanell	31
MASCHKERA GEHEN von Hannes Seufferth	32
DER DRACHE, Zeichnung von Anton Frühauf	33
GARNI, Zeichnung von Anton Frühauf	34
ARUNDA oder DAS HAAR IN DER SUPPE von Günther Vanzo	36
MEDIO TUTISSIMUS IBIS? von Josef Feichtinger	38
KURZGESCHICHTE von Felix Mitterer	39
DIE NAHT von André Chademony	41
EPIGRAMME von André Chademony	42
ZEICHNUNG von Heidrun Oberegger	42
DIESE SUPPE ESS ICH NICHT von Lisl Saltuari	44
HOLZHACKERTHERAPIE von Andri Peer	46
KEIN LEUGNEN von Markus H.	49
GERÄTE, 5 Fotos Kollektiv Michael Gaismair, Meran	52
GEDICHTE von Hans Haid	54
FRAUEN, Fotos von Josef Huber	57
DIE MALERIN KARIN WELPNER von Herbert Rosendorfer	61
OSWALD VON WOLKENSTEIN ... von Hera König-Seitz	66
DER ABGEWIESENE CHRISTUS von Gotthard Bonell	71
DER KUNSTSTREIT UM DEN «AUFERSTANDENEN» VON EGGER-LIENZ, Wilfried Kirschl	72
«HABEN SIE DIE MUTTER GOTTES GEKANNT?» Die Pietà von Alsack, von Karl Plattner	77-78
TEXTE UND GEDICHTE von Christine Prantauer – Gerald Jatzek joseph riviselchu dietl – Sepp Mall Maridl Innerhofer – Ernst Rech – Andri Peer	80-88
DAS ENTWICKELN VON BILDERN von Valentin von Braitenberg	89
ARUNDA-Rätsel von Klaus Saltuari	94

A R U N D A
AKTUELLE SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT

Bisher sind erschienen:

MENSCHENKINDER, 1976
ZERSTÖRUNG, 1976
DER VINSCHGAUER SONNENBERG, 1977
UNSERE NACHBARN, 1977
NOSTALGIE, 1977-78
AUBET CUBET QUERE, 1978
DIESE SUPPE ESS ICH NICHT, 1979

In Vorbereitung:

NEUE ARCHITEKTUR IN SÜDTIROL, 1979
DAS KREUZ MIT DER IDENTITÄT, 1979-80
GOLDENE JAHRE IN MERAN, 1980

Herausgeber und Redaktion:

Dr. HANS WIELANDER - I-39028 SCHLANDERS, Hauptstraße 12, TEL. (0473) 7 01 03

Verantwortlicher:

Dr. VOLKER OBEREGGER - I-39100 BOZEN, Mühlbachpromenade 5-c

S.i.a.p. Gr. IV - 70% - Reg. Trib. Bozen Nr. 7/76 R.St. vom 10.3.1976

Fotolitho Lana - Druckerei Union, Meran - Maschinensatz: «Gries» C. Walzl, Bozen

Bestellbar durch die Redaktion

Preis des 4-Nummern-Abonnements: Lire 14.000,

Ausland: Lire 16.000 oder öSch. 270 / sFr. 38,- / DM 38,-

